



KATHOLISCHE UNIVERSITÄT
EICHSTÄTT-INGOLSTADT

Z | F G

Zentralinstitut
für Ehe und Familie
in der Gesellschaft
Center for marriage
and family in society

11. Jahrgang | Juli 2019 | ISSN 2363-7072

FAMILIEN-PRISMA

mit Jahresbericht des ZFG



Themenschwerpunkt **HEIMAT**

www.ku.de/zfg

Impressum

Herausgeber: Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG),
Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt, Marktplatz 4, 85072 Eichstätt,
Telefon: +49 (0)8421/93-21141, E-Mail: zfg@ku.de

Redaktion: Alexandra Ressel, ZFG – Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des ZFG

Bildnachweis: Titelseite: istock/3quarks//S.3 istock/3quarks//S.4 Eveline Herrmannseder//
S.6 istock/3quarks//S.7 l. istock/mctrunk, r. Regina Rauh//S.8 Petra Hemmelmann//
S.9 istock/3quarks//S.10 Elke Hemminger//S.13 istock/Britta und Ralph Hoppe//S.26 Olivier
Ndjimbi-Tshiende//S.30 Regina Rauh//S.33 istock/AEugenio_Opitz//S.37 Simone Egger//
S.40 Simone Egger//S.46 www.stmfh.bayern.de/aktuelles/presse-galerie///S.50 https://erzabtei.de/abt_notker_wolf///S.54 Regina Rauh//S.58 Manfred Gerwing, KU//S.62 Erwin Möde, KU//
S.66 Bernhard Sutor//S.66 Springer Verlag//S. 76 Bernhard Sutor//S.77 Springer Verlag//
S.79 Elisabeth Zschiedrich//S.89 Eveline Herrmannseder//S.91 Manuela Dorsch//
S.93 Manuela Dorsch//S.94 Gabriele Sattler//S.96 Schwab Landratsamt Neustadt a.d.Aisch-Bad
Windsheim//S.99 v.l.n.r. Eveline Herrmannseder, Petra Hemmelmann, Petra Hemmelmann,
Eveline Herrmannseder, Petra Hemmelmann, Doreen Bierdel/KS, Petra Hemmelmann, Eveline
Herrmannseder, Bernhard Sutor//S.104 Klenk/upd//S.106 v.l.n.r. Petra Hemmelmann, Petra
Hemmelmann, Doreen Bierdel/KS, Petra Hemmelmann, Eveline Herrmannseder//S.107 Doreen
Bierdel/KS//S.109 Doreen Bierdel/KS//Umschlagseite hinten: Petra Hemmelmann

ISSN: 2363-7072

Herstellung und Druck: Kräck Mediengestaltung Druck und Service, Weiheracker 11,
85072 Eichstätt

11. Jahrgang | Juni 2019 | ISSN 2363-7072

FAMILIEN-PRISMA

mit Jahresbericht des ZFG



Themenschwerpunkt **HEIMAT**

Liebe Leserin, lieber Leser,

durch Globalisierung und Digitalisierung hat sich die Welt in den vergangenen Jahren erheblich verändert. Weltweiter Technologietransfer, internationaler Handel, weltumspannende Kommunikationsnetzwerke und grenzüberschreitende Mobilität eröffnen uns heute viele neue Möglichkeiten. Gleichzeitig aber rücken globale Problemfelder und Bedrohungen näher an uns heran.

In einer Zeit, in der so vieles im Wandel ist, wird wichtig, was uns Halt und Geborgenheit gibt. So ist es nicht überraschend, dass der Stellenwert der Familie bei den meisten Menschen nach wie vor sehr hoch ist. Im Jahr 2017 gaben in einer Statista-Umfrage 66 Prozent der Befragten an, dass für sie die Familie besonders wichtig und erstrebenswert ist – nach der Gesundheit (80 Prozent) und einer glücklichen Partnerschaft (70 Prozent) und weit vor Erfolg im Beruf (26 Prozent) [Deutschland; 990 Befragte; ab 18 Jahre].

Familie ist etwas, was man auch mit dem scheinbar überholten Begriff „Heimat“ beschreiben kann: ein vertrauter Ort, ein Gefühl der Verbundenheit. Doch Heimat hat noch mehr Aspekte: Für viele gehören Freunde dazu, die Sprache, ein Dialekt, gemeinsame Bräuche oder kollektive Erinnerungen. Ein so positiv besetzter Begriff lässt sich freilich auch missbrauchen. Manche übersteigern dessen Bedeutung oder interpretieren Heimat als geschlossenen Raum, zu dem andere keinen Zutritt haben.

Mit diesem vielschichtigen Thema befasst sich die Ausgabe 2019

unserer Zeitschrift Familien-Prisma. Neben den wissenschaftlichen Artikeln und dem traditionellen Interview – diesmal mit dem bayerischen Staatsminister für Heimat, Albert Füracker – finden sich heuer im Heft erstmals auch einige Beiträge, die den Begriff Heimat aus sehr persönlichen Perspektiven beleuchten.



Wie gewohnt enthält das Familien-Prisma 2019 zudem Informationen über die laufende Arbeit am Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG). Im Berichtsjahr konnten wir uns erneut über neue Drittmittelprojekte freuen. Die bewährte Zusammenarbeit mit der Katholischen Militärseelsorge war wieder ein wichtiger Pfeiler unserer wissenschaftlichen Arbeit.

Ein herzlicher Dank gilt dem ganzen ZFG-Team für die geleistete Arbeit, aber auch unseren Kooperationspartnern und nicht zuletzt den Mitgliedern der Versammlung für ihr Vertrauen und ihre Unterstützung.

A handwritten signature in blue ink that reads "Klaus Stüwe". The signature is fluid and cursive.

Prof. Dr. Klaus Stüwe

Direktor des ZFG

Call for Papers

Das nächste Schwerpunktthema des Familien-Prisma 2020 lautet:

„Verantwortung“

Hierfür laden wir Sie herzlich ein, Vorschläge für Beiträge bis 31.12.2019 an alexandra.ressel@ku.de zu senden. Die Exposés sollten eine Länge von 1-2 A4 Seiten haben. Die eingegangenen Beiträge werden von der Redaktion beraten. Bis spätestens Ende Januar 2020 ergehen die Einladungen, einen Aufsatz zu verfassen. Redaktionsschluss für die Zeitschrift Familien-Prisma, Ausgabe 2020, ist der 30. April 2020. Autorenhinweise für den Haupttext finden Sie auf <http://www.ku.de/forschungseinr/zfg/> -->Publikationen -->Hinweise für Autorinnen und Autoren.

INHALT

Themenschwerpunkt
„HEIMAT“

10 **Gefühlte Nähe. Heimat in digitalen Räumen**
Prof. Dr. Elke Hemminger

26 **Der Heimatbegriff und die Werte der Menschheit heute und in der Geschichte. Eine Herausforderung für alle Menschen dieser Welt**
Prof. Dr. Olivier Ndjimbi-Tshiende

37 **Dazugehören. Von Bildern und Beziehungen, die Heimat spüren lassen.**
Dr. Simone Egger



INTERVIEW

46 **Staatsminister der Finanzen und für Heimat**
Albert Füracker

BEITRÄGE

50 **Beheimatung in einer globalen Welt**
Notker Wolf, OSB
Abtprimas em.

58 **Heimat theologisch**
Prof. Dr. Manfred Gerwing

62 **Heimat: Was (wo) ist das? – Eine Traumdeutung**
Prof. Dr. Dr. Erwin Möde

REZENSIONEN

- 66 **Familienpolitik – Franz-Xaver Kaufmanns Beitrag zu ihrer sozialwissenschaftlichen Fundierung**
Prof. em. Dr. Bernhard Sutor
- 76 **Migration und Familie. Historische und aktuelle Analysen**
Prof. em. Dr. Bernhard Sutor



FORSCHUNG AM ZFG

- 79 **Kinder – Privatsache oder Beitrag zum Gemeinwohl**
Dr. Elisabeth Zschiedrich
- 86 **Interaktion, Kommunikation & Verhalten innerhalb der Familie. Familienerleben und politische Einstellungen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen**
Forschungsprojekt am ZFG
- 89 **Familienbildung in den Landkreisen Schwandorf und Neustadt a.d.Aisch-Bad Windsheim**
Lisa Hartmann M.A.,
Florian Schmid, Gabriele Sattler



JAHRESBERICHT DES ZFG

99 Mitarbeiterinnen und
Mitarbeiter des ZFG

100 Personalia

100 Vorträge und
Aktivitäten des ZFG
Juli 2018 bis Juni 2019



102 Vereinbarkeit von Familie
und Beruf: Studie untersucht
Zufriedenheit kirchlicher
Mitarbeiter

105 Familienfreundliche KU

106 Projektmitarbeiterinnen
und Projektmitarbeiter
KMBA-ZFG

107 Veranstaltungsbericht

109 Vorträge und
Aktivitäten in Kooperation
KMBA-ZFG
Juli 2018 bis Juni 2019

Themenschwerpunkt „HEIMAT“



GEFÜHLTE NÄHE.

Heimat in digitalen Räumen.

Prof. Dr. Elke Hemminger

Professorin für Soziologie an der Evangelischen Hochschule Rheinland-Westfalen-Lippe in Bochum



Dr. phil. Elke Hemminger, geb. 1978 in Freiburg im Breisgau; zunächst Studium in Biologie und Deutsch für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen in Tübingen und Schwäbisch Gmünd (1. Staatsexamen 2001) und anschließendes Referendariat (2. Staatsexamen 2003); Tätigkeit als Lehrerin und Promotionsaufbaustudium in Soziologie und Psychologie an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe (Abschluss 2005). Promotion in Soziologie (2009) mit einer interdisziplinären Arbeit zu digitalen Rollenspielen an der PH Schwäbisch Gmünd und der University of Waikato in Hamilton, NZ. 2012 bis April 2017 Wrangell-Fellow zur Habilitation an der PH in Schwäbisch Gmünd, seit Mai 2017 Professorin für Soziologie an der Evangelischen Hochschule Rheinland-Westfalen-Lippe in Bochum.

Warum befasst sich die Soziologie mit Heimat? Und warum ist es sinnvoll, Heimat und digitale Räume zusammen zu denken? Der vorliegende Text setzt, im Anschluss an eine soziologische Einordnung des Begriffs Heimat, das Konstrukt in Zusammenhang mit empirischen und theoretischen Überlegungen zu digitalen Räumen als Lebens- und Erfahrungsraum. Dabei wird insbesondere die Pluralisierung moderner Lebenswelten in den Blick genommen und am Beispiel digitaler Spielwelten exemplarisch gezeigt, wie Menschen sich in digitalen Räumen eine individuelle Heimat schaffen können.

Heimat ist ein schwieriges Wort. Wo die Alltagssprache es in gewissem Rahmen erlaubt, individuelle Bedeutungszuschreibungen festzulegen, muss eine soziologische Betrachtung ihre Begrifflichkeiten klar eingrenzen. Der Begriff ‚Heimat‘ stellt uns dabei vor allem deshalb vor besondere Schwierigkeiten, da er die persönliche Erfahrung und somit eine individuelle Symbolik geradezu in sich trägt.

Die soziologische Frage nach der Beschaffenheit der sozialen Wirklichkeit bringt mit sich, dass scheinbar Selbstverständliches, allseits Bekanntes, beobachtet und analysiert werden muss. Dies erfordert eine präzise Abgrenzung von Alltagswahrnehmung und somit auch von Alltagssprache. Aus diesem Grund befasst sich der vorliegende Text zunächst ausführlich mit dem Begriff ‚Heimat‘, sowie in einem nächsten Schritt mit den ‚digitalen Räumen‘ im Kontext des theoretischen Konzepts der Mediatisierung (Krotz 2007). Im Anschluss diskutiert der Text die gesellschaftstheoretischen Perspektiven, in deren Zusammenhang die Konstruktion von Heimat in digitalen Räumen zur Option werden kann.

Von Heimat und Heimatlosigkeit

Zur ersten Annäherung an eine Definition ist es hilfreich zu fragen, warum und in welchen Zusammenhängen sich die Soziologie mit Heimat befasst. Häufig geht es dabei um die Frage, woran sich die Identität eines Menschen knüpft, worin sich ein Mensch selbst erkennt. Aber auch: Was hat Heimat mit Macht zu tun?

Ist sie an ein bestimmtes Gebiet, einen Ort gebunden? Und im Kontext von Migrations- und Mobilitätsprozessen: Wie lässt sich eine alte Heimat in eine neue Heimat überführen? Wie gehen Heimatlose damit um, nicht willkommen zu sein? Ist Heimat teilbar oder unteilbar? Und kann man eine andere als eine geographische Heimat finden?

In diesen beispielhaften Fragen spiegelt sich die Komplexität des Begriffs Heimat wider. Heimat und Heimatlosigkeit, das umfasst mehr als den Geburtsort, mehr als die nationale Zugehörigkeit. Zu dieser Komplexität hinzu kommt die unter anderem „von Max Frisch attestierte Unübersetzbarkeit des deutschen Wortes Heimat“ (Cremer/Klein 1990: 35). Weder das Englische ‚home‘ oder ‚home country‘ noch ‚casa‘ oder ‚patria‘ im Italienischen und Spanischen umfassen alle Facetten des deutschen Heimatbegriffs. Heimat ist mehr als das patriotische Vaterland oder das Heim. Heimat trägt ein Mensch in sich, auch und gerade dann, wenn die Heimat verlassen werden muss. Heimat bleibt ein Bestandteil der Identität, möglicherweise ohne die Möglichkeit, diese Heimat jemals selbst richtig kennen gelernt zu haben. Azad Azadpour, deutschsprachiger Rapper aus Frankfurt am Main, fasst dies in einem Text (s.u.) zusammen. Er war als Kind aus dem kurdischen Teil des Irans zusammen mit seinen Eltern nach Deutschland geflüchtet:

*Mit schmerzenden Herzen und Tränen auf
den Wangen*

*Von den Problemen gezwungen zu gehen, um
ein neues Leben anzufangen Sonnenaufgang
im Exil seit dem ersten Jahr*

*Obwohl ich meine Heimat fast nie sah war
immer klar, wo meine Wurzeln waren*

(Azad Azadpour, Leben, 2001)

Der junge Musiker kennt seine Heimat vor allem aus Erzählungen, aber auch durch die Traditionen und Bräuche der Eltern und Großeltern. Trotzdem trägt er diese Heimat in sich, sie ist Teil seiner Identität. Seine Wurzeln liegen im Iran, zumindest sprachlich scheint Azad Azadpour seine Heimat aber in Deutschland gefunden zu haben. Wie steht es mit dieser zweiten Heimat, einer neuen Heimat? Wie und wo kann ein Mensch außerhalb seines gewohnten Umfelds, seiner Familie, seines Herkunftsland oder des Geburtsorts heimisch werden?

Millionen Menschen weltweit ziehen aus ihrer Heimat fort, zum Teil über Kontinente hinweg, an andere Orte, vorwiegend in Städte. Sie geben ihren Geburtsort, ihren Wohnsitz auf, um an anderen Orten zu leben, dauerhaft oder auf Zeit. Dies ist kein neues Phänomen, ganz im Gegenteil. Migration ist Teil der Menschheitsgeschichte bis tief in prähistorische Zeiten hinein. Die Ursachen sind vielfältig und reichen von Flucht und Vertreibung, über Arbeitsmigration bis zur so genannten ‚zirkulären Migration‘, also der regelmäßigen Migration zwischen Heimatland und beispielsweise dem Arbeitsort (Angenendt 2009). Immer waren Menschen gezwungen, sich wieder und wieder Heimat zu erschaffen. Heimat, die neben einer sicheren Lager-

stätte und der Möglichkeit, Nahrung zu finden, auch dieses ‚mehr‘ umfasst, das letztlich Heimat als abstraktes Konzept konstituiert.

Heimat als soziales Konstrukt

Damit sind wir bei einer grundlegenden soziologischen Fragestellung angekommen, nämlich der Frage nach den Prozessen einer sozialen Konstruktion von Heimat in Abgrenzung zu einem Alltagsbegriff, der Heimat als einen Ort, in den man hineingeboren wird, als einen primären Sozialisationsort, definiert. Ein soziologischer Begriff muss die komplexen Zusammenhängen von Heimat mit modernen Identitätsentwürfen im Kontext einer Pluralisierung der symbolischen Wirklichkeit zusammenbringen. Somit kann Heimat soziologisch definiert werden als ein soziales Konstrukt, „eine räumlich-soziale Einheit, in welcher der Mensch ein Stück Sicherheit und Verlässlichkeit seines Daseins erfährt. Gewissermaßen ein Gegensatz zu Fremdheit und Entfremdung. (...) Heimat ist ein Bereich der Aneignung, der aktiven Durchdringung.“ (Bausinger 1980: 20). Aus dieser Perspektive wird Heimat zu einer Konstruktion, in der Gemeinschaft, Raum und Tradition zusammen kommen und grundlegende menschliche Bedürfnisse befriedigt werden. Heimat ermöglicht es dem Menschen, eine Identität auszubilden, Sicherheit zu fühlen und aktive Lebensgestaltung zu betreiben (Hasse 1985).

Dies zeigt sich insbesondere auch in materialisierter Heimat, in Form von bestimmten Lebensmitteln, Kleidungsstücken oder anderen Arte-



fakten, die neben dem alltäglichen Gebrauchswert (also beispielsweise Gebäck als Nahrung), auch symbolischen und emotionalen Wert besitzen und mit einer gewissen Handlungssicherheit verbunden sind. Die Brezel im süddeutschen Raum ist ein gutes Beispiel dafür, wie Heimat auch materiell konstruiert wird. Als traditionelles Gebäck, das mit bestimmten Regionen verbunden wird, ist sie Teil verschiedener Traditionen und bietet nicht zuletzt auch ein Stück Sicherheit und Geborgenheit für diejenigen, die mit der Brezel als heimatliches Gebäck vertraut sind. Wer im schwäbischen Sprachraum Brezeln aufischt, ob zum Kindergeburtstag, nach der Trauzeremonie oder zum Frühstück, kann eigentlich nichts falsch zu machen. Wer nach längerem Aufenthalt im Ausland zurückkehrt und eine frische Brezel bekommt, ist wirklich in der Heimat angekommen.

An diesem Beispiel wird auch deutlich, dass die Soziologie (ebenso wie die Politikwissenschaft) davon ausgeht, dass der Mensch sich ein neues Lebensumfeld, eine zweite Heimat, schaffen kann: „Unter heutigen Bedingungen kann Heimat auch nicht mehr statisch an den Ort der Geburt gebunden sein. Heimat kann auch neu gewonnen (...) werden“

(Piepmeier 1990: 106). Der Heimatbegriff schließt gewissermaßen die Möglichkeit auf erneute, wiederholte Beheimatung ein - auf Aneignung einer vertrauten Lebenswelt und Ausbildung sozialer Zugehörigkeiten (Mitzscherlich 1997). Heimatfindung wird somit zu einem dynamischen Prozess von Raumdefinitionen und individuellen Sinnzuweisungen, im Zuge dessen sich ein sozialer Raum eröffnet, welcher durch lebens- und alltagsweltliche Interaktionen wie Bekanntschaften, Freundschaften und Nachbarschaften zur Heimat gemacht wird (Cremer/Klein 1990). In der ständigen Reflexion der eigenen lebensweltlich-kulturellen Umwelt werden individuelle Handlungsgewissheiten ausgebildet. So verstanden ist Heimat viel mehr Lebensmöglichkeit als Herkunftsnachweis. „Heimat also wird nicht länger als Kulisse verstanden, sondern als Lebenszusammenhang, als Element aktiver Auseinandersetzung“ (Bausinger 1980: 21). Somit verstehen wir soziologisch unter Heimat ein dynamisches Konzept, konstruiert aus sozialen Beziehungen (der Gemeinschaft), Sicherheit (dem kulturellen Wissen und Kapital) und Raum (dem Geburtsort, dem Aufenthaltsort). In Zeiten der Mediatisierung bedeutet dies, dass nicht zuletzt auch digitale Räume, in denen Gemeinschaft und Sicherheit im Sinne von Heimat erlebt werden, in eine Diskussion mit einbezogen werden müssen.

Mediatisierung und digitale Räume

Eng verknüpft mit dem Begriff der digitalen Medien ist das Konzept der

Mediatisierung (Krotz 2007). Das aus den Kommunikationswissenschaften hervorgegangene Theoriekonstrukt versucht, die oben beschriebenen Prozesse und Phänomene zu fassen, indem es von einem so genannten Metaprozess gesellschaftlichen Wandels ausgeht, in dem sich vielschichtige Veränderungen im sozialen, technologischen und kulturellen Bereich vereinen. Dieser Prozess der Mediatisierung steht in wechselseitiger Abhängigkeit zu anderen Metaprozessen sozialen Wandels wie der Individualisierung, Pluralisierung und Globalisierung (vgl. ebd., 27). Das Konstrukt der Mediatisierung beschreibt die weitreichende Durchdringung aller Lebensbereiche durch digitale Medien und die damit einhergehenden Entwicklungen. Darunter fallen unter anderem die Verbreitung des Internets in privaten Haushalten, die wachsende Medienkonvergenz und die immer vielfältigeren Anforderungen im Umgang mit digitalen Medien, wie beispielsweise veränderte Kommunikationspraktiken und der Umgang mit den Auswirkungen auf Sozialisationsprozesse.

Dabei ist die Mediatisierung gleichzeitig Bedingung und Ergebnis anderer Metaprozesse gesellschaftlichen Wandels. So wird zum Beispiel Globalisierung verstanden als ein sozialer Wandlungsprozess, in dessen Zuge sich traditionelle Grenzen zwischen Nationen und Kulturen auflösen und die Bedeutung kultureller Rahmungen abnimmt. Globalisierung in ihrem gegenwärtigen Ausmaß ist nicht denkbar ohne den massiven Einfluss des Internets, das es einzelnen Menschen, aber auch Institutionen, Unternehmen und Gruppierungen

ermöglicht, mediale Inhalte auf der ganzen Welt schnell und kostengünstig zu verbreiten. Auf der anderen Seite kann auch der enorme Einfluss der Medieninhalte nur aus dem Verständnis für eine globalisierte Gesellschaft heraus erklärt werden, die Grenzüberschreitungen zulässt; eine globalisierte Gesellschaft, in der die Kindheit rund um den Globus von Harry Potter geprägt ist und eine Fußballweltmeisterschaft Menschen auf allen Kontinenten in ihrer Begeisterung für ein Spiel zusammenführt.

Ähnlich verhält es sich auch mit der Pluralisierung der Gesellschaft, in der eine Fülle an Möglichkeiten zur Lebensgestaltung zur Verfügung steht. Bestärkt von der pausenlosen Unterbreitung der vielfältigen Wahlmöglichkeiten in den digitalen Medien können sich Menschen in ihrem persönlichen Lebensstil, ihren religiösen Zugehörigkeiten und sozialen Bindungen ständig neu erfinden, Selbstdarstellungen konstruieren und medial verbreiten; gleichzeitig kann die Option (oder der Zwang), aus den digital bereitgestellten Möglichkeiten auszuwählen, nur existieren als das Ergebnis schwindender Verbindlichkeit von traditionellen Grenzen und ererbten Vorgaben für die individuelle Lebensgestaltung. Digitale Medien, aber auch innovative Technologien insgesamt, fördern nicht nur die räumliche, sondern auch die zeitliche und soziale Entgrenzung alltäglicher Lebensgestaltung. Dies lässt sich besonders eindrücklich in den sogenannten virtuellen Welten von Online-Spielen wie World of Warcraft beobachten, in denen über alle nationalstaatlichen Grenzen hinweg zu allen Tages- und Nachtzeiten Men-

schen verschiedenster Altersgruppen und sozialer Herkunft interagieren (Hemminger 2016).

In der mediatisierten Gesellschaft werden Kommunikation und soziale Interaktion zunehmend von digitalen Medien beeinflusst, aber auch mit ihrer Hilfe ausgeführt. In der Folge wird das Konzept der Mediatisierung wichtig für die Betrachtung der Prozesse, mit denen soziale Wirklichkeit konstruiert wird: Wenn Mediatisierung im Sinne von Krotz „als basaler Prozess in Gesellschaft und Kultur, aber auch als basaler Prozess im Alltag und als Bedingung für die Konstitution des Individuums und seiner Identität sowie seiner von ihm konstruierten und interpretierten Welt und Wirklichkeit“ (ebd., 17) verstanden wird, dient sie als Erweiterung des klassischen Konzepts einer sozialen Konstruktion von Wirklichkeit (Berger/Luckmann 1966) und betont, wie sehr gesellschaftliche Entwicklungen, aber auch individuelles Handeln und soziale Interaktionen von digitalen Medien geprägt sind. Um Näheres darüber zu erfahren, wie sich Mediatisierung tatsächlich in der sozialen Wirklichkeit ausprägt, hilft ein Blick auf einschlägige Studien.

Empirische Annäherung

Erste Einblicke in die komplexe soziale Praxis im Zusammenhang mit Mediatisierung bieten die Ergebnisse quantitativer Erhebungen, wie beispielsweise der jährlich durch den Medienpädagogischen Forschungsverbund Südwest durchgeführten JIM- (12- bis 19-Jährige) und KIM- (6- bis 13-Jährige) Studien (seit 2012 auch der MiniKIM zu 2- bis 5-Jähri-

gen), die Basisdaten zur Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen erheben und auswerten. Der Fokus liegt hierbei auf der Verbreitung und Häufigkeit der Nutzung spezifischer Geräte, Technologien und Formate. Die so gewonnenen Daten geben Aufschluss darüber, welche Geräte beispielsweise Jugendliche selbst besitzen, wofür sie diese am häufigsten nutzen und welche Unterschiede zwischen den Geschlechtern oder auch den besuchten Schularten auftreten. So zeigte beispielsweise die JIM Studie 2018, dass mit 97 Prozent praktisch jede/r 12- bis 19-Jährige ein eigenes Smartphone mit Touchscreen und Internetzugang besitzt. Die Unterschiede bezüglich des Medienbesitzes von Mädchen und Jungen sind über die Jahre weitgehend konstant. Die deutlichste Differenz tritt bei der stationären Spielkonsole auf, die bei Jungen (61 %) doppelt so häufig vorkommt wie bei Mädchen (30 %).

Im Vergleich mit den Zahlen der Vorjahre wird deutlich, dass der Eigenbesitz der Jugendlichen bei einigen Geräten rückläufig ist, was sich beispielsweise bei MP3-Playern (-9 PP) und Digitalkameras (-5 PP) zeigt (JIM 2016). An diesem Punkt werden auch die Grenzen der quantitativen Daten deutlich, denn wenn es um die Frage der Gründe und Kausalzusammenhänge geht, liefert die JIM-Studie keine Daten. Die Studien befassen sich mit Häufigkeiten, nicht mit Fragen persönlicher Bedeutungszuschreibungen oder detaillierten Nutzerprofilen, sodass für die Analyse derartiger Fragestellungen andere Datensätze, aber auch andere Erhebungs- und Auswertungsmethoden

herangezogen werden müssen.

Ähnlich verhält es sich mit anderen quantitativen Studien, die zwar hilfreiche Daten liefern, aber regelmäßig auch in den Medien überinterpretiert werden. Wenn die US-amerikanische Mobile User Habits Survey 2013¹ zu dem Ergebnis kommt, dass 12 % der erwachsenen US-Amerikaner ihr Smartphone regelmäßig beim Duschen, 19 % an einem Ort der Besinnung und 9 % beim Sex in Verwendung haben, so ist trotzdem eine Schlagzeile mit dem Inhalt, Smartphones würden Beziehungen zerstören, in keiner Weise wissenschaftlich fundiert. Die Erhebung hat dazu keine Daten und kann keine Daten dazu haben. Die Mobile User Habits Survey befragt jährlich US-Amerikaner über 18 Jahre zu ihren Gewohnheiten bezüglich der Mediennutzung. Dabei werden Häufigkeiten erhoben, keine Kausalzusammenhänge untersucht oder individuelle Bedeutungsunterschiede analysiert. Dennoch entstehen aus den Ergebnissen häufig Schlagzeilen, die medienwirksam sind und die öffentliche Meinung mitbestimmen. So titelte Fokus Online im Jahr 2013: „Ohne Handy geht gar nichts – vor allem die Amerikaner haben ihr Smartphone immer dabei. Eine neue Studie zeigt: Jeder Achte telefoniert beim Duschen, jeder Fünfte nutzt sein Handy sogar beim Sex.“² Der

kurze Artikel schließt mit der Feststellung: „Damit kann das Mobiltelefon zu einem echten Beziehungskiller werden: Zwölf Prozent der Befragten sehen das so. Denn jeder Dritte nutzt der Studie zufolge auch bei einem Dinner-Date sein Handy.“³ Der aus den Daten konstruierte Zusammenhang, der hier nahegelegt wird, ist eine wissenschaftlich nicht zulässige Schlussfolgerung. Tatsächlich müssten andere Fragen gestellt, andere Methoden angewandt werden, um derartige Thesen überhaupt aufstellen zu können – wobei auch dann verallgemeinernd solche Aussagen kaum getroffen werden können.

Interessant vor allem im Zusammenhang mit dem Einfluss digitaler Medien auf die Wahrnehmung welt- und regionalpolitischer und sozialer Themen ist die Nutzung von Nachrichten im Internet. Hier zeigt sich seit Jahren ein stetiger Anstieg des Anteils der NutzerInnen, die Nachrichten im Internet konsumieren. Schon 2015 verzeichnete die ARD/ZDF Online Studie (van Eimeren/Koch 2015) einen Anstieg derjenigen KonsumentInnen, die täglich oder mehrmals wöchentlich Nachrichten im Internet abrufen. 25% der Gesamtbevölkerung (also diejenigen mit eingerechnet, die überhaupt kein Internet nutzen), taten dies 2015 täglich, was einem Anstieg um 5% gegenüber dem Vorjahr entsprach (ebd. S.278). Noch deutlicher wird der Anstieg, wenn man nach Altersstufen unterscheidet; so nutzt die

¹ auf: <http://pages.jumio.com/rs/jumio/images/Jumio%20-%20Mobile%20Consumer%20Habits%20Study-2.pdf> (10.10.2016)

² auf: http://www.focus.de/digital/handy/us-studie-zur-smartphone-nutzung-amis-telefonieren-beim-sex-und-unter-dusche_aid_1041860.html (10.10.2016)

³ auf: http://www.focus.de/digital/handy/us-studie-zur-smartphone-nutzung-amis-telefonieren-beim-sex-und-unter-dusche_aid_1041860.html (10.10.2016)

Altersstufe der 50-69-Jährigen im Jahr 2015 zu 27% täglich das Internet zum Abruf von Nachrichten, im Vorjahr lag der Anteil noch bei 19%. Im Jahr 2016 gaben laut Statista⁴ bereits 45% der Deutschen an, täglich oder nahezu täglich Nachrichten aus dem Internet abzurufen.

Beachtet man in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass intelligente und allgegenwärtige Algorithmen im Netz nicht nur beeinflussen, welche Nachrichten angezeigt werden, sondern diese Nachrichten zumindest theoretisch auch je nach Nutzungsprofil des Konsumenten unterschiedlich angepasst sein können, ergibt sich ein enormes Potential des Einflusses auf die Meinungsbildung einzelner Nutzer_innen, aber auch gesellschaftlicher Gruppierungen, durch die digitalen Medien. Allerdings beschränkt sich die Nutzung des Internets für viele Menschen nicht auf den Konsum von Nachrichten, sondern beinhaltet noch ganz andere Aktivitäten.

Digitale Räume

Oft ist in Zusammenhang mit digitalen Medien von so genannten virtuellen Welten die Rede, die als Gegensatz zur ‚realen Welt‘ dargestellt werden. Dabei werden grundsätzliche Missverständnisse befördert, da eine solche Unterscheidung in zwei getrennte Sphären, sowie die Zuteilung von Wertigkeiten zu der dort jeweils verbrachten Zeit oder den

gemachten Erlebnissen, nicht nur die Diskussion um einen sinnvollen Umgang mit Mediatisierungsprozessen untergräbt, sondern auch den analytischen Blick auf die überall präsenten digitalen Räume verstellen kann. Denn für die Nutzer_innen sind digitale Räume längst zu relevanten und somit durchaus realen Lebens- und Erlebnisräumen geworden.

Unter dem Begriff ‚virtuelle Welten‘ werden üblicherweise verschiedenste Phänomene zusammengefasst, die tatsächlich nur wenige gemeinsame Merkmale aufweisen, weshalb an dieser Stelle die Bezeichnung ‚digitale Räume‘ bevorzugt wird. Letztlich lässt sich sagen, dass digitale Räume alle computerbasierten, simulierten Umgebungen umfassen, die von mehreren Nutzer_innen gleichzeitig, oft in Form von so genannten Avataren⁵, besucht werden können. Richard Bartle, ein Pionier der Internet und Game Studies, definiert digitale Räume (wobei er sie tatsächlich als virtuelle Welten bezeichnet) als automatisierte, geteilte, persistente Umgebungen, mit welchen und in denen Menschen interagieren können, in Echtzeit und durch virtuelle Avatare repräsentiert (vgl. Bartle 2003). Häufig sind im Alltagsgebrauch die

„(...) digitale Räume als automatisierte, geteilte, persistente Umgebungen, mit welchen und in denen Menschen interagieren können, in Echtzeit und durch virtuelle Avatare repräsentiert.“

⁴ vgl: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/544881/umfrage/taeglich-genutzte-nachrichtenquellen-in-deutschland/> (13.8.2018).

⁵ Als Avatar bezeichnet man die computer-simulierte Figur, mit der sich eine Person in einer „virtuellen Welt“ bewegt und handelt. Der Ausgestaltung solcher Avatare sind kaum Grenzen gesetzt und insbesondere im Online Rollenspiel ist bereits die Auswahl und Gestaltung des Avatars ein wichtiger Teil des Spiels selbst.

Spielwelten digitaler (Online-)Spiele, der MMORPGs (Massively Multi-Player Online Roleplaying Games), gemeint, also digitale, serverbasierte Spielwelten, in denen sich tausende von Spielenden gleichzeitig bewegen. Prinzipiell ist der Begriff jedoch nicht auf Spielwelten beschränkt, sondern kann ebenso textbasierte Umgebungen (wie in den von Richard Bartle maßgeblich mitentwickelten text-basierten MUDs), rein grafische Darstellungen oder auch Live-Video-Repräsentationen umfassen, vorausgesetzt, dass die Partizipation und Aktivität der Beteiligten ermöglicht ist.

Derartige digitale Räume sind alltäglich präsent und in allen Lebensbereichen, von Freizeitgestaltung über Kommunikationsorganisation bis hin zu beruflichen Prozessen, von ungeheurer Relevanz. Es verwundert daher nicht, dass sie zunehmend zu Lebensräumen werden, in denen Menschen soziale Interaktion führen, bedeutungsvolle Erfahrungen machen und in denen kulturelles

Wissen gebildet und weiter gegeben wird (Hemminger 2018). Neben der scheinbaren Unumgänglichkeit der Nutzung gibt es eine weitere, gesellschaftstheoretische Erklärung für die vor allem individuell besondere Bedeutung von Teilhabe und Präsenz in digitalen Räumen. Diese hängt direkt mit gesellschaftlichen Entwicklungen zusammen, die bereits seit Jahrzehnten zu beobachten sind, sich aber stetig beschleunigen und im Zuge der technologischen Entwicklung deutlicher ausprägen.

„Digitale Räume sind alltäglich präsent und in allen Lebensbereichen, von Freizeitgestaltung über Kommunikationsorganisation bis hin zu beruflichen Prozessen, von ungeheurer Relevanz.“

Die Pluralisierung sozialer Lebenswelten

Eine Vielfalt an theoretischen Analysen zu gesellschaftlichen Wandlungsprozessen hat sich mit verschiedenen Aspekten des ‚Januskopf der Moderne‘ (Habermas) auseinandergesetzt. Einige beispielhafte Ansätze seien an dieser Stelle angeführt, um die zentralen Aspekte zu verdeutlichen, die zusammen mit technologischen Innovationen zur derzeitigen Bedeutung digitaler Räume geführt haben.

Im weitesten Sinn können Individualisierung und Pluralisierung als grundlegende Prozesse angeführt werden, die einer Verlagerung traditioneller Erfahrungsräume in digitale Räume Vorschub leisten. Die Individualisierung verstanden nach Ulrich Beck (2003), führt zu einem Verlust traditioneller Sicherheiten bezüglich des Handlungswissens, des Glaubens und grundlegender Normen. So wird das Individuum freigesetzt, eigene Entscheidungen zu treffen, aber auch zu verantworten. Freiheit und Zwang zur individuellen Gestaltung von Lebens- und Sinnzusammenhängen hat eine radikale Pluralisierung der Lebenswelten zur Folge.

Hettlage (2003) spricht in diesem Kontext von Kontingenzvorbehalt. Alle Lebensbereiche, alle Entscheidungen und gesellschaftlichen Institutionen, Regeln und Moralvorstellungen sind so, aber auch anders möglich, also unter Kontingenzvorbehalt gestellt worden.

Bei Zygmunt Baumann (2003) findet sich die Formulierung vom ‚Ende der Eindeutigkeit‘, in der das postmoderne Individuum einem Land-

streicher gleicht, einem Vagabunden in einer Welt der Beiläufigkeiten. Der Mensch auf der Suche nach Identität, nach seinem Ort und seiner Bestimmung. Der Mensch als Heimatloser.

Genau als solchen beschreiben Peter und Brigitte Berger und Hanfried Keller den Menschen in ‚Homeless Mind‘ (1974); das Werk behandelt das Problem des modernen Bewusstseins aus wissenssoziologischer Perspektive; anknüpfend an Schütz gehen die Autoren davon aus, dass der Mensch ein fundamentales Bedürfnis nach einer geordneten Lebenswelt hat. Es muss demnach für den Menschen einen Wirklichkeitsbereich geben, der als fraglos erlebt werden kann, einen Ausschnitt der Welt, mit der man vertraut ist und wo man sich mit Anderen durch den gemeinsamen Sinnhorizont verbunden fühlt (ebd.).

Nun ist die Erfahrung des Menschen heute aber häufig eine grundlegend andere. Verschiedene Bereiche des Alltagslebens bringen den Menschen zunehmend in Beziehung zu verschiedenartigen, teilweise gegensätzlichen Bedeutungs- und Erfahrungswelten. Das Leben ist hochgradig segmentiert und die Segmente werden immer vielfältiger, ebenso die damit einhergehenden Optionen, Verpflichtungen und Erwartungen. Auch die Logiken des Handelns haben sich vervielfältigt, wie wir am Beispiel von Familie oder Beziehungen sehen. Kaum eine der vielen Formen und Varianten hat keine vernünftige Begründung zu bieten. Luhmann fragt daher treffend: „Tritt an die Stelle des Einen nun einfach das Viele? Sind Relativis-

mus, (...) und Pluralismus die letzten Antworten, die immer schon gemeint waren, als man von Freiheit gesprochen hat?“ (Luhmann 1990: 43) Dies ist der Januskopf der Moderne: die Freiheit des Handelns und die Last der Entscheidung unter den Bedingungen hoher Komplexität in allen Teilbereichen des Alltags.

Nicht alle Menschen sind gleichermaßen gut gerüstet im Umgang mit diesen vielfältigen Herausforderungen. Das kann zu einem Gefühl führen, abgehängt zu sein, überfordert von Unsicherheiten und Gestaltungszwängen; und so versucht der Mensch, wenigstens seinen privaten, persönlichen Raum im Gegensatz zu anderen Lebenswelten, so zu gestalten, dass er Ordnung und Sicherheit liefert. In einer Welt, in der Eindeutigkeit an vielen Stellen verloren gegangen ist, gehört die Erfahrung des Fremdseins zu einer der Grunderfahrungen des Menschen. Dies gilt für den Fremden in einem neuen gesellschaftlichen Kontext, aber auch für jede und jeden von uns in abgeschwächtem Maß in der uns vertrauten Gesellschaft. Um diese existentielle Herausforderung zu bewältigen und die Ambivalenz der Moderne aushalten zu können, konstruiert der Mensch sich Heimatwelten, die ihm als Mittelpunkt in der Komplexität der pluralisierten Gesellschaft dienen können. Dies kann in vielfältigster Weise geschehen und mehr oder weniger gut gelingen. Und selbstverständlich werden die Möglichkeiten digitaler Räume dafür ebenso genützt wie analoge Räume.

Digitale Räume als Lebenswelten

Eine Variante des digitalen Raums, die sich durch ihre spezifische Organisation besonders als individueller Erfahrungsraum und soziale Lebenswelt eignet, sind solche, wie wir sie in Online Spielwelten finden. Derartige digitale Räume stellen einen kulturellen Kontext als dynamischen Rahmen bereit, den sich die ‚Neuankömmlinge‘ auf unterschiedliche Weise und mit unterschiedlichem Resultat aneignen und aktiv mit gestalten können (Hemminger/Schott 2012, Hemminger 2016). Damit gestaltet sich nicht lediglich ein Prozess der Aneignung eines digitalen Heimatraums, sondern ein wechselseitiger Schaffensprozess zwischen Akteuren, aber auch gesellschaftlichem Kontext und medialen Rahmenbedingungen. Dieser Schaffensprozess beinhaltet in erster Linie soziale Interaktionen, durch welche die Kultur der jeweiligen Räume ausgehandelt und weiter vermittelt wird. Die Kultur des jeweiligen digitalen Raums beinhaltet Symbole, allen voran die Sprache, aber auch Verhaltensweisen, wie beispielsweise explizite Regeln und Normen. Auch kulturelle Artefakte und deren Sinnzuschreibungen gehören als konstituierende Elemente dazu. Eine Besonderheit im Hinblick auf digitale Erfahrungsräume sind technische Beschränkungen durch Programmierung, wobei gerade hier teilweise besondere Kreativität der Menschen sichtbar wird. So ist es keine Seltenheit, dass beispielsweise Spielwelten online völlig anders genutzt werden, als dies die Entwickler und Programmierer vorgesehen hat-

ten (Hemminger/Schott 2012; Hemminger 2016).

Digitale Räume treten in vielfältigen Ausprägungen auf und nicht alle sind gleichermaßen interessant für soziologische Betrachtungen bezüglich der Konstruktion von Heimat. Insbesondere solche Räume bieten sich an, die spezifisch dazu geschaffen werden, Gemeinschaft zu erzeugen oder doch wenigstens zu ermöglichen. Dies lässt sich beispielhaft an der Community der digitalen Spielwelt von World of Warcraft (WoW) von Blizzard (2004) zeigen, in der sich Prozesse nachvollziehen lassen, während derer eine Spielwelt zu Heimat werden kann.

Digitale Spielwelt als Heimat: das Beispiel World of Warcraft

World of Warcraft gehört noch immer, auch nach fast 15 Jahren Laufzeit, zu den erfolgreichsten so genannten MMORPGs (Massively Multi-Player Online Role-Playing Games) aller Zeiten. Rund 5,5 Millionen Nutzer_innen waren 2015 weltweit registriert, seither wurden von Blizzard keine aktuellen Zahlen mehr veröffentlicht. Die Verkaufszahlen der jeweiligen Erweiterungen zum Spiel sprechen jedoch für weiterhin hohe Zahlen (zwischen 3 und 4 Millionen) von aktiven Spieler_innen⁶.

Als Neuankömmling in der Spielwelt von WoW stehen Spieler_innen vor einigen Herausforderungen: bevor das eigentliche Spiel anfängt, muss nämlich eine Spielfigur mit bestimmten Attributen ausgewählt

⁶ aus: https://de.wikipedia.org/wiki/World_of_Warcraft#Entwicklung (25.06.2019).

werden, die maßgeblich das spätere Spielerleben mitbestimmen wird. Nicht nur die Figur selbst (es lassen sich beispielsweise Nachtelfen, Taurer, Zwerge oder Goblins spielen), sondern auch bestimmte Fähigkeiten werden vorab ausgewählt, ebenso wie das Aussehen und das Geschlecht des Avatars. Ob die Figur als Abbild, Idealbild oder Gegenentwurf der eigenen Person konstruiert wird, bleibt den Nutzer_innen überlassen. Indem eine spezifische Spielfigur konstruiert wird, werden vorab Entscheidungen getroffen, die für die Aneignung des digitalen Raums von Bedeutung sind.

Als Neankömmlinge und Fremde in der Welt von World of Warcraft beginnen die Spielenden nun, sich umzuschauen, sich vertraut zu machen mit der neuen Umgebung. Es gilt zunächst, sich den digitalen Raum als Ort anzueignen, Orientierung zu gewinnen und Wege zu finden. Kartenmaterial und Wegweiser unterstützen dabei. Tatsächlich ist die Erkundung neuer Umgebungen für manche Spielenden die schönste Spielerfahrung.

Neben der Orientierung im Raum lernen Spielende auch, mit anderen Charakteren zu kommunizieren und gemeinsam Aufgaben zu bewältigen. Ständig erweitert sich der Erfahrungsraum, die Kontakte zu anderen Spielenden nehmen zu und intensivieren sich. Das Alltagsleben in der Spielwelt eröffnet sich, es wird kommuniziert und mit dem erlangten Wissen wächst die Sicherheit, in der Gemeinschaft angekommen zu sein. WoW ist als Spiel in einem hochkomplexen Szenario angesiedelt, das verschiedene Gesellschaften

beinhaltet, mit unterschiedlichen geschichtlichen, religiösen und kulturellen Hintergründen. Der digitale Raum ist bevölkert von den Avataren anderer Spielerinnen und Spieler, aber auch von non-player characters, also computergenerierten Figuren, die alle mit der eigenen Spielfigur interagieren können. Dies bedeutet, dass bei allem Wissen, das man sich vorab durch Handbücher und Lektüre von Blogs oder Chatforen aneignet, das Entscheidende für die Aneignung und Teilhabe nicht gelesen oder theoretisch vermittelt werden kann. Kulturelle Praktiken, wie die spezifische Sprachnutzung, informelle Regeln und Rollenerwartungen innerhalb der Spielkultur sind nicht über Tutorials erlernbar, sondern werden durch die Erfahrung im Spiel selbst konstruiert, neu ausgehandelt und vermittelt. Dieses Wissen ist dynamisch, es ändert sich ständig und jeder Neankömmling bringt sich wieder neu ein und konstruiert am kulturellen Kontext mit. Die kulturellen Praktiken sind nicht niedergeschrieben und auch nicht für immer festgeschrieben, das Wissen darum gibt den Spielenden jedoch Handlungssicherheit, oft entgegen der Ideen der Entwickler und Programmierer. Diese Handlungssicherheit kann nur in der Erfahrung der Spielwelt selbst, in der Teilhabe in der Gemeinschaft, erlernt werden. Am deutlichsten zeigt sich dies in Situationen, in denen große Gruppen gemeinsam spielen. Hier wird schnell klar, wer die Erwartungen an seine Rolle in der Gemeinschaft kennt und ausfüllen kann, wer die technischen und kommunikativen Fertigkeiten beherrscht und die impliziten Regeln derart verinnerlicht hat, dass mit

Erfolg gespielt werden kann. Dabei sind die geforderten Organisations- und Managementfähigkeiten enorm, schließlich geht es letztlich darum, eine Gruppe von bis zu 70 Personen diszipliniert und effektiv in ihrem Umgang mit einer angespannten und hochkomplexen Situation zu organisieren.

Das Spielen von WoW ist tatsächlich wie das Erkunden einer neuen Welt. Die Aneignung von Raum, das Kennenlernen von kulturellen Praktiken und damit die Aufnahme in eine Gemeinschaft. Das Gewinnen von Handlungssicherheit durch Sozialisationsprozesse und letztlich so die Konstruktion von Heimat als Ort, Sicherheit und Beziehungsgefüge im digitalen Raum. Ausdrücken kann sich dies beispielsweise in Ereignissen, bei denen digitale und analoge Räume verschmelzen; das lässt sich häufig zu Feiertagen beobachten, wenn während der Weihnachtsfeier in der Spielwelt in einem Chat zwischen Familienmitgliedern die gegenseitige Wertschätzung über das Beisammensein ausgedrückt oder zu Neujahr das digitale Feuerwerk gemeinsam beobachtet wird.

„Die sozialen Beziehungen (...) sind eine Mischung aus neu entstandenen Beziehungen und ins Spiel mitgebrachten Beziehungen aus anderen Lebenswelten wie Schule oder Familie.“

Die sozialen Beziehungen, die in der Spielwelt gepflegt werden, sind eine Mischung aus neu entstandenen Beziehungen und ins Spiel mitgebrachten Beziehungen aus anderen Lebenswelten wie Schule oder Familie. In der Folge kann der Stellenwert dieser sozialen Beziehungen innerhalb des digitalen Raums sehr unterschiedlich sein. Für

den einen bietet die Spielwelt einen Raum, in dem Freunde aus anderen Lebenswelten getroffen werden können und Kommunikation stattfindet, vielleicht über räumliche Grenzen hinweg. Vielleicht bietet sich im digitalen Raum die Möglichkeit, gemeinsame Erlebnisse zu haben, die durch Entfernungen oder zeitliche Grenzen sonst nicht gegeben wäre. Für die andere ist der digitale Spielraum eine Chance, Beziehungen zu gestalten, die sonst nicht entstehen könnten, Kontakt zu finden und Interaktionen zu probieren, zu denen vielleicht sonst der Mut fehlen würde. Insofern bieten digitale Räume, die Gemeinschaft ermöglichen, durchaus vielfältige Chancen und Möglichkeiten, ohne dass verschwiegen werden soll, dass dies auch Risiken und Schwierigkeiten mit sich bringen kann. Gerade die soziale Bindungskraft und die Tatsache, dass der digitale Raum zur Heimat werden kann, macht auch das Risiko einer missbräuchlichen Nutzung besonders hoch (Rehbein et al. 2009). Aber genau dieser Umstand sollte uns nachdenklich stimmen. Offensichtlich suchen viele Menschen einen neuen Raum, in dem sie ihre verschiedenen, häufig diskrepanten Lebenswelten verbinden können. Vielleicht sind dies Räume, in denen funktionale Äquivalente zu Strukturen gefunden werden können, die traditionell in Familien, religiösen Institutionen oder gesellschaftlichen Zugehörigkeiten bereit gestellt wurden. Digitale Räume bieten im Gegensatz zu traditionell vorgegebenen Strukturen einen Raum, der durch das menschliche Sein konstituiert und nicht durch räumliche Grenzen, Herkunft oder

soziale Zugehörigkeit determiniert ist. Und so kann sich der Mensch in der Heterotopie des digitalen Spielraums die Art von Heimat schaffen, die er braucht, um die Ambivalenz und Heterogenität, die Unsicherheit des Alltags zu bewältigen. Sei es durch heldenhafte Siege, gemeinsames Feiern oder stilles Angeln. Denn auch diese Möglichkeiten bieten Spielwelten an.

Walden, a game

Im Jahr 2017 erschien ‚Walden, a game‘ (USC Game Innovation Lab), in dem das Leben und die Erfahrungen des Autors Henry David Thoreau während seines Aufenthalts am Walden Pond in den Jahren 1845-1847 umgesetzt werden.

Das Spiel lässt sich am ehesten als so genanntes walking game oder open world game charakterisieren, in dem es verschiedene Ziele gibt. Neben dem Überleben in der Einsamkeit durch die Nutzung natürlicher Ressourcen, geht es auch darum, die Inspiration der Natur zu erleben. Tiere beobachten, den Geräuschen der Einsamkeit lauschen, lesen, aber auch Entdeckungen in der Umgebung zu machen oder die Geschichte Thoreaus zu erkunden. Alles ist im Spiel möglich und technisch wunderbar umgesetzt. Das gesamte Spiel ist geprägt von der Wahrnehmung unterschiedlicher Geräusche, von einem Fokus auf lebenswichtige Dinge wie Schutz, Essen und Kleidung, aber auch von Achtsamkeit gegenüber der umgebenden Natur. Somit bildet das Spiel einen Gegensatz zu dem, was meist unter einer Spielwelt mit ihren rasanten Bild-

wechsellern und actionreichen Narrativen verstanden wird. Walden ist ein betont langsames und leises Spiel. Ein Kontrapunkt zu moderner Mobilität, zum übermäßigen Konsum und zum Lärm des Alltags (Toppo 2017).

Walden, a game war eines der am häufigsten heruntergeladenen Spiele auf vielbesuchten Spieleplattformen im Jahr 2017 und erhielt hohe Bewertungen von den Nutzer_innen⁷. Digitale Lebenswelten können Spielräume eröffnen, die uns im Alltag verschlossen bleiben. Sie können die Welt wieder ein Stück weit verzaubern und Gegenpol sein zur Geschwindigkeit und zum Lärm der Welt. In der Diskussion um digitale Lebenswelten, analoges Erleben und (post)moderne Lebensumstände werden viele Fragen aufgeworfen. Vorschnelle Antworten scheinen unangemessen angesichts der Komplexität dessen, was uns begegnet.

Walden, a game macht als Beispiel abschließend deutlich, wie sehr Spiel- und Alltagskultur wechselseitig verwoben sind. Das Spiel greift gezielt das Bedürfnis nach Entschleunigung auf, nach unmittelbarer Erfahrung und Reduktion von Komplexität. Es zeigt andererseits auch die paradoxe Möglichkeit, in einem heterotopen digitalen Raum diese Bedürfnisse zu stillen, um dann im Alltag bestehen zu können.

Heimat in digitalen Räumen - im Grunde ist dies alles nichts anderes als eine Erweiterung und Manifestation dessen, was die menschliche Phantasie uns schon immer ermöglicht hat. Über Literatur in

⁷ vgl. <https://itch.io/blog/19998/itchio-year-in-review-2017> (13.08.2018).

Zusammenhang mit dem fantastischen Werk C.S. Lewis' schrieb Holmer (1976), dass die Texte und Geschichten die Realität nicht nur beschreiben, sondern sie ergänzen, sie bereichern und damit die Wüsten unseres Lebens bewässern (ebd.: 28). Wenn wir aus dieser Perspektive auf digitale Räume schauen, kann das ermutigend sein und Möglichkeiten aufzeigen, wie auch in konkreten Räumen Heimat gestaltet werden kann.

Literatur

- Angenendt, S.**, Formen der Migration. in: Grundlagendossier Migration, 2009. www.bpb.de/gesellschaft/migration/dossier-migration-ALT/56611/migrationsformen [Stand: 25.3.2019].
- Bartle, R.**, Designing Virtual Worlds, Indianapolis, 2003.
- Bauman, Z.**, Flüchtige Moderne. Frankfurt am Main 2003.
- Bausinger, H.**: Kulturelle Identität - Schlagwort und Wirklichkeit, in: Köstlin, K. (Hrsg.): Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur. Neumünster: Wachholtz 1980, S.9-24.
- Beck, U.**: Risikogesellschaft. Berlin: Suhrkamp, 2003.
- Belschner, W.** (Hrsg.): Wem gehört die Heimat? Beiträge der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen, Opladen: Leske+Budrich 1995.
- Berger, P. L./Luckmann, T.**: The Social Construction of Reality. A Treatise in the Sociology of Knowledge, London 1966 (reprinted 1991).
- Berger, P./Berger, B./Kellner, H.**: Homeless Mind: Modernization and Consciousness. NYC: Vintage, 1974.
- Bienik, H.** (Hrsg.): Heimat. Neue Erkundungen eines alten Themas, München: Hanser 1985.
- Cremer, W./Klein, A.** (Hrsg.): Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven, Bd.249/I Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2002, S. 33-55.
- Habermas, J.**: Glauben und Wissen : Rede zum Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2001. Frankfurt am Main, Berlin 2016.
- Habermas, J.**: Die Moderne - ein unvollendetes Projekt. Leipzig: Reclam, 1994.
- Hasse, J. (1985), Welchen Sinn hat Heimat? In: Geographie und ihre Didaktik, 13, S. 7-15, 75-85.
- Hemminger, E.**: The digital construction of social reality. An analysis of online cultures as communities of practice. In: Kahnwald, N./ Täubig, V. (Hrsg.): Informelles Lernen. Standortbestimmungen. Wiesbaden: Springer VS, 2018.
- Hemminger, E.**: Spielraum, Lernraum, Lebensraum: Digitale Spiele zwischen gesellschaftlichem Diskurs und individueller Spielerfahrung: in: merz Wissenschaft, 06/2016.
- Hemminger, E./Schott, G.**: The Mergence of Spaces. MMORPG User-Practice and Everyday Life, in: Fromme, Johannes/Unger, Alexander (Hg.): Computer Games and New Media Cultures. A Handbook of Digital Game Studies, Berlin 2012, 395 - 409
- Hettlage, R.**: Verleugnen, Vertuschen, Verdrehen: Leben in der Lügengesellschaft (Analyse und Forschung). Konstanz: UVK, 2003.
- Holmer, P. L.** : C. S. Lewis: The shape of his faith and thought. NYC: Harper & Row, 1976.
- Klueting, E.** (Hrsg.): Antimodernismus und Reform. Beiträge zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung, Darmstadt: Wiss. Buchges., 1991.
- Krotz, F.**: Mediatisierung. Fallstudien zum Wandel von Kommunikation, Wiesbaden 2007.
- Luhmann, N.** (1990): Das Moderne der modernen Gesellschaft. In: Luhmann, N.: Beobachtungen der Moderne. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1992.

Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hrsg.): JIM Studie 2018. Jugend. Information. Medien. auf: https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2018/Studie/JIM_2018_Gesamt.pdf (25.6.2019).

Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hrsg.): JIM Studie 2016. Jugend. Information. Medien. auf: https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2016/JIM_Studie_2016.pdf (25.6.2019).

Mitzscherlich, B.: Heimat ist etwas, was ich mache: Eine psychologische Untersuchung zum individuellen Prozess von Beheimatung. Pfaffenweiler: Centaurus Verlag, 1997.

Moosmann, E.: Heimat. Sehnsucht nach Identität, Berlin: Ästhetik u. Kommunikation, 1980.

Neumeyer, M.: Heimat. Zu Geschichte und Begriff eines Phänomens, Kiel: Selbstverlag des Geographischen Instituts der Universität, 1992.

Piepmeyer, R.: Philosophische Aspekte des Heimatbegriffs. In: Creme, W. (Hrsg.): Heimat - Band I: Analysen, Themen, Perspektiven, S.91-108, Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung.

Rehbein, F./Kleimann, S./Mößle, T.: Computerspielabhängigkeit im Kindes- und Jugendalter. Hannover: KFN, 2009.

Thuene, W.: Die Heimat als soziologische und geopolitische Kategorie, Würzburg: Creator 1987.

Toppo, G.: Learn to ‚live deliberately‘ with ‚Walden‘ game on Thoreau’s birthday, USA Today 7/2017.

van Eimeren, B./Koch, W.: Ergebnisse der ARD/ZDF-Onlinestudie 2015. Nachrichtenkonsum im Netz steigt an - auch klassische Medien profitieren, in: Media Perspektiven 5/2016, S.277-285. auf: http://www.ard-zdf-onlinestudie.de/files/2015/05-2016_van_Eimeren_Koch__1_.pdf (13.8.2018).

DER HEIMATBEGRIFF UND DIE WERTE DER MENSCHHEIT HEUTE UND IN DER GESCHICHTE

Eine Herausforderung für alle Menschen dieser Welt.

Prof. Dr. Olivier Ndjimbi-Tshiende

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Flucht und Migration der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt



Geboren am 18.03.1949 in Sintu (Demokratische Republik Kongo), hat Theologie und Philosophie im Kongo studiert, hat sein Lizentiat in Philosophie und sein Diplom in Theologie im Kongo abgeschlossen und wurde nach der Priesterweihe (1979) Sekretär des Bischofs von der Diözese Boma, Dozent am Priesterseminar Boma und an der Hochschule für Chemie und Ernährungswissenschaft, Diözesanleiter der charismatischen Erneuerungsbewegung und Gefängnispfarrer in Boma. Danach promovierte er 1992 an der Hochschule für Philosophie in München, er absolvierte sein MA. Pädagogik 1994 und seine Habilitation 2001 in Moralphilosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Anschließend wurde er vier Jahre arbeitslos im Kongo und kam 2005 zu einer Augenoperation nach Deutschland zurück. Seitdem hat er als Pfarrer 11 Jahre in verschiedenen Pfarreien gearbeitet. 2007 wurde er durch das Erziehungsministerium vom Kongo zum Professor ernannt. Seit 2016 arbeitet er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum Flucht und Migration der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt und erforscht die Fluchtursachen in Afrika. Inzwischen ist er seit 2018 Pate des Wittelsbacher Gymnasiums in München für das Projekt „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage.“

In diesem Artikel werden unterschiedliche Bedeutungen des Heimatbegriffs analysiert und miteinander in Verbindung gesetzt. Das Ziel der Analyse ist die Entdeckung der dahinterstehenden Werte im Sinn Max Schelers als eigenständige Eigenschaften, die die Handlung des Menschen charakterisieren (Ndjimbi-Tshiende 2001: 33-36, inedit). Durch die Verbindung mit den Werten der Menschen möchte ich zeigen, wie wichtig der Heimatbegriff für das Leben einzelner Menschen und für das gesellschaftliche Leben ist. Aus diesem Standpunkt heraus erkläre ich, wie Kinder und Jugendliche für eine bessere Welt

erzogen und gebildet werden sollten. Wenn klar wird, dass Heimat ein Grundbedürfnis aller Menschen ist, plädiere ich dafür, dass aus Gerechtigkeit Heimat für jeden Menschen ein Grundrecht ist und für alle gleich. Darum die Schlussfolgerung: Wie für alle Menschenrechte sollte Heimat für alle Menschen auf der ganzen Welt gelten. Die ganze Welt sollte für alle eine Heimat werden. Dies erfordert Frieden, Gerechtigkeit und Wohlstand auf der ganzen Welt.

1. Einführung: Ein undefinierbarer Begriff

Simone Egger, die eine umfangreiche Monographie über das Thema Heimat geschrieben hat, fasst die Problematik dieses Begriffes mit den Worten: „Was Heimat im Einzelnen heißt, muss jeder für sich selbst wissen. Eine allgemeine gültige Definition gibt es nicht“ (Egger 2014: 12). Damit spricht sie ein wichtiges Merkmal dieses Begriffes an, nämlich, dass er vielseitig ist. Man könnte sogar behaupten, dass er so viele Bedeutungen hat wie es Menschen gibt. Ganz konkret sagt Egger, dass die „Frage der Zugehörigkeit...alle Menschen betrifft“ (Egger 2014:12) und „so unterschiedlich die Menschen sind, so unterschiedlich sind auch ihre Heimatbilder“ (Egger 2014: 19). Es geht um eine „innere Einstellung“ oder mit einem Wort von Bausinger um „Lebensqualität“ (Egger 2014:13). Wenn dem so ist, geht es sowohl um Gefühle als auch um messbare Werte einiger Bestandteile des gleichen Begriffes.

Wenn der Begriff der Heimat alle Menschen angeht, ist er folglich für das Leben aller Menschen wichtig. Heimat hat mit großen Fragen der Menschen zu tun, wie Verena Schmitt-Roschmann gezeigt hat: „Wo komme ich her? Wo gehe ich

hin? ...“ (Schmitt-Roschmann 2010: 11). Damit haben wir einen gemeinsamen Nenner für den Inhalt des Heimatbegriffes, aus dem wir festlegbare Beschreibungen gewinnen könnten, die erklären werden, warum er so wichtig für alle Menschen ist. Es geht um wertvolle Inhalte des Lebens der Menschen. Noch mehr, geht es um Werte des gemeinsamen Lebens der Menschen. Das „Heimat-Problem“ erfährt man nicht nur theoretisch, sondern ganz konkret überall auf der ganzen Welt und besonders in Deutschland: „Mehr als eine Million Menschen ziehen jedes Jahr nach Deutschland oder von hier weg – Deutsche, Ausländer, Menschen zwischen den Welten. Es ist ein stetes Abreisen und Ankommen, und alle werden zurückgeworfen auf die Frage nach Zugehörigkeit und Ausgrenzung“ (Schmitt-Roschmann 2010: 13-14).

Darum werde ich Betrachtungen einiger Autoren analysieren, die aus unterschiedlichen Wissenschaftsbereichen – von Humangeographie, Psychologie, Forstwissenschaft, Architektur, Sozialwissenschaften bis zu Theologie und Philosophie – über das Thema geforscht haben, um die Werte im Heimatbegriff zu entdecken, welche die Heimat so wertvoll machen. Das sind Werte hinter dem Heimatbegriff, die Menschen aller

Welt suchen trotz unterschiedlichen Äußerungen über den Begriff Heimat.

Die Wichtigkeit von Heimat lässt sich durch diese Werte erklären. Die Pflege dieser Werte bedeutet Pflege der Heimat. Eine solche Fürsorge kann nicht grundsätzlich anders bei unterschiedlichen Menschen sein, weil das, was zu Pflegen ist, gleich ist. So wird die Pflege der Heimat zu einem Aufruf nach Gleichheit, Gerechtigkeit und Offenheit der Welt gegenüber.

„So wird die Pflege der Heimat zu einem Aufruf nach Gleichheit, Gerechtigkeit und Offenheit der Welt gegenüber.“

Durch die Grundlagenforschung gepaart mit einer hermeneutischen Analyse erziele ich eine synthetische Betrachtung der Heimatforschung, die letztendlich zeigen möchte, dass „Heimat“ als universaler Begriff mit einem universalen Inhalt zu einem universalen Handeln ermahnt. „Heimat“ wird zu einer moralischen, politischen, theologischen und rechtlichen Herausforderung. Heimat müsste zu den Menschenrechten gehören. Denn „Heimat ist kein Privileg“ (Madamavi-Aho 2017: 28). Sie gehört zum Wesen des Menschen und nimmt an der Unantastbarkeit seiner Würde teil. Sie steht sogar an der Quelle der Menschenrechte (Schlink 2014: 40).

Im ersten Teil werde ich verschiedene Darstellungen des Begriffs Heimat bis jetzt untersuchen und kommentieren, im zweiten Teil werden die Werte hinter diesem Begriff erforscht, im dritten Teil werde ich mich dem Stellenwert des Heimatbegriffs für die Erziehung und Ausbildung junger Menschen in einer Welt der Globalisierung, der Flucht und der Migration widmen, bevor ich im

vierten Teil die Konsequenz der Analyse ziehe, indem ich zur Heimat für jeden und für alle aufrufe, weil sie ein Grundbedürfnis darstellt.

2. Der Heimatbegriff heute und in der Geschichte

2.1 Heimat als Beheimatung

Eines der Merkmale von Heimat ist, dass sie nicht nur eine Tatsache ist, sondern auch einer Mitwirkung bedarf. Man ist nicht nur in seiner Heimat, sondern man schafft sie sich auch. Ein wichtiges Mittel dazu ist die Sprache. In einer fremden Kultur fühlt man sich wohler, wenn man ihre Sprache kennt (Egger 201: 10). Über sie verleiht der Mensch einem bestimmten Ort feste Werte, die ihn zur Heimat machen. Darum sagt Karoline Pietrzik zurecht über Heimat: „Es ist immer ein bestimmter Raum, den der Mensch mit Werten besetzt“. Sie ist aus vielen Gründen wichtig, z.B., weil man dort „einen ökonomischen Nutzen“ oder „einen symbolischen Wert“ als Ort der Vorfahren findet (Pietrzik 2015: 15). Ob man sich um die Sprache bemüht oder um die Wertverleihungsarbeit, die Beheimatung in diesem Sinn ist eine Herausforderung. Heimat ist also auch ein Aneignungsprozess: „Das Eigene ist primär das bereits materiell und geistig-kulturell angeeignete. Und das geistig noch Anzueignende wird im Prozess der Aneignung zum Eigenen“ (Steinmetz 2009: 7). Ähnlich sieht es auch Claudia Böttcher, wenn sie sagt: „So konstruiert sich Heimat im Wesentlichen über die und das Fremde, etwas, das außerhalb des Eigenen liegt, das

fremd und anders scheint. Heimat schafft Identität und findet sich vor allem dort, wo der individuelle Einsatz, das eigene Tun und Handeln Sinn stiftet und Lebensinhalt spendet“ (Böttcher 2009: 7, Obkircher 2011: 8). Heimat ist ein lebendiger Prozess, an dem sich jeder beteiligt, meistens in Zusammenarbeit mit anderen. In Bezug auf das Phänomen Fluchtbewegung heißt dieser Prozess „gemeinsam Heimat zu gestalten“ (Adamavi-Aho et al. 2017: 38). Sie erinnert damit sowohl an einen individuellen als auch an einen gemeinsamen Gegenstand, der zugleich materieller und spiritueller Art ist. Eine allgemeine Qualität dieses Orts ist, dass er dem Leben aller, die darin wohnen, gut ist. In der Bibel heißt es beim Schöpfungsbericht: „alles...war gut“. Aber diese Heimat ist zu- und mitzugestalten (Adamavi-Aho 2017: 84, 90-91). Bernhard Schlink beschreibt Heimat als ein Gefühl oder etwas, das man erst spürt, wenn man es verloren hat, im Exil oder in der Flucht (Schlink 2014: 7-9). Heimat ist letztendlich eine „Beheimatung“ im Sinn von „making oneself at home“, was für eine gemeinsame Welt nur ein „shared home“ oder „negotiated home“ sein kann und dies „altogether“, wie Rodwell es sagt: (Rodwell et al. 2015: 185-186).

2.2 Heimat als Familie, Erinnerungen und Ort

Zur Beheimatung gehören „Familie, Erinnerungen und Ort“ (Egger 2014: 10, 13/Schlink 2014: 10, 33). Wo man sich zu Hause fühlt, ist da, wo man eine Familie, ein Haus hat und

einen Freundeskreis mit guten Beziehungen pflegt. Das ist ein geographischer und geistiger Ort, an den man sich mit wohlthuenden Gefühlen gut erinnern kann, wie die „Ohringe der Großmutter“, seinen „Freundeskreis“, sein „eigenes Sofa“, erklärt Simone Egger weiter. Rodwell bündelt diese Bestandteile des Heimatbegriffs, wenn er schreibt: „Heimat has a core spatial reference as the physical location where a individual or community is „at home“ or „on familiar ground“ but it acquired additional meanings related to birthplace, the locus of precognitive and unreflective childhood experience, feelings of community or lasting domicile“ (Rodwell et al. 2015: 3). Und doch bleibt der Bezug der Heimat zu einem Ort am größten. So erklärt Obkircher, „dass der unmittelbare Wohnort nach wie vor die größte Bedeutung für die eigene Heimatdefinition hat“ (Obkircher 2011: 76).

2.3 Heimat als Wohlgefühl, Ideen

Dort, wo man sich in Sicherheit befindet, fühlt man sich Zuhause. So beschreibt *„Dort, wo man sich in Sicherheit befindet, fühlt man sich Zuhause.“* Egger die Heimat als Ort, wo man sich sicher fühlt“ (Egger 2014: 11-12). Dieses Wohlgefühl beschreibt auch ein Flüchtling aus Syrien in einem Interview in Österreich: „Ich konnte innerhalb kürzester Zeit akzentfrei Deutsch. Ich sprach immer weniger arabisch, auch zu Hause. Und trotzdem. Ich fühlte mich nicht vollkommen. Ich fühlte mich nicht angekommen“ (Eichenlaub et al. 2016: 10).

Als Nelson Mandela in Südafrika

an die Macht kam, forderte er Miriam Makeba, die im Exil lebte, auf, zurück in die Heimat zu kommen. Als sie aber nach Hause kam, beschrieb sie ihre Heimat nicht nur als ihren Geburts- und Wohnort ihrer Vorfahren, sondern auch als ihr geistiges Werk. Egger sagt darüber Folgendes: „Als ihr Zuhause begriff Miriam Makeba aber nicht nur ihren Heimatort, sondern auch die Musik und die Ideen, die sie im Laufe ihres Lebens entwickelt hat“ (Egger 2014: 102). Es ist tatsächlich so, dass man sich in den Ideen, die man vertritt, immer wohlfühlt. Jeder ist in seinen Ideen Zuhause. In einem Satz könnte man dies so beschreiben: Wo alles für einen passt, da ist seine Heimat.

2.4 Heimat als Zugehörigkeit

Ein weiteres Merkmal von Heimat beschreibt Stefan Obkircher in einer qualitativen Studie über die Identität der Bewohner des Alpenrheintals im Lauf der Geschichte. Er hat festgestellt, dass sich der Heimatbegriff bei diesen Leuten gewandelt hat: Von Heimat als Wohnort ist der Heimatbegriff schon im 13. Jahrhundert zu einer „Zugehörigkeit zu einem Familienverband“ geworden (Obkircher 2011: 9). Im Jahr 2011 definierten sich die Menschen im Alpenrheintal auch nicht mehr nach der Zugehörigkeit zu einer Familie, sondern nach der Zugehörigkeit zu einer Region. Für die Bewohner der Gegend hat sich die soziale Identität historisch geändert. Im gleichen Maß hat sich auch ihre Heimat geändert: Sie ist eine Region geworden, weil sie nun eine „regionale Identität“ besitzt (Obkircher 2011: 8). Das Verständnis

oder der Sinn von Heimat hat sich im Laufe der Zeit geändert. Darum stellt Obkircher fest, dass die Menschen ihre Heimat „machen“. Auch wenn der Sinn von Heimat sich ausgeweitet hat, bleibt doch ihr Inhalt erhalten: dort fühlen sich Menschen wohl.

2.5 Heimat als Gegenstand

Was Heimat macht, sind auch einfach manchmal Dinge. So gibt wie schon erwähnt ein eigenes Haus oder eine eigene Wohnung das Gefühl von Heimat (Egger 2014: 13, 230). Darüber hinaus verleihen auch Dinge aus fernen Gegenden ein Gefühl von Heimat. So etwa die Geranie, die überall in Deutschland vor den Häusern zu finden ist, aber aus dem südlichen Afrika stammt.



Sie ist nicht mehr aus Deutschland wegzudenken und schenkt hier ein Heimatgefühl (Egger 2014: 229). Verena Schmitt-Roschmann sagt über Heimat, dass sie seit 200 Jahren ein großes Thema für die Deutschen geworden ist und meint damit „ein Ort der Kindheit, ...der Geborgenheit, der glücklichen Erinnerung“. Für sie ist „dieses tiefe Bedürfnis nach Heimat...etwas Urdeutsches“ (Schmitt-Roschmann 2010: 9-10). Ob Heimatbedürfnis etwas Urdeutsches

oder Urmenschliches ist, werden wir am Ende dieser Untersuchung sehen.

2.6 Heimat ist auch Heimaten

Das Heimatverständnis hat sich im Lauf der Geschichte verändert. Für ein und denselben Menschen kann sich Heimat historisch ändern oder synchronisch mehrere Heimaten werden. Die Heimat als Geburtsort gilt nicht mehr als die einzige Beschreibung. Seit der Migration der Gastarbeiter nach Deutschland, die hier Enkelkinder haben, Häuser besitzen und nicht mehr nach Italien, Spanien oder in die Türkei zurückgekehrt sind, ist Deutschland Heimat. Sie haben hier Bezugspunkte Häuser, Familien, Freundeskreise usw. (Egger 2014: 14, 90). Manche von ihnen fühlen sich weiter in ihren Herkunftsländern zu Hause. So erweist sich Heimat als ein Prozess und „verschiedene Heimaten können sich miteinander verbinden“ (Egger 2014: 92-93/Schmitz 2013: 257/Obkircher 2011: 8). Weiter behauptet Egger mit Recht: „Im Laufe unseres Lebens eignen wir uns neue Heimaten an, wenn es notwendig ist. Aus beruflichen oder privaten Gründen bewegen wir uns von einer Situation in eine andere...“ (Egger 2014: 298). Wie der Umgang mit der alten und neuen Heimat ist, hängt davon ab, ob man freiwillig oder gezwungen migriert ist (Egger 2014: 299). Stefan Obkircher hat Folgendes festgestellt: „Heimat ist Veränderung im Lauf der Zeit“ und „Heimat ist multilokal ausgeprägt, man kann mehrere Heimaten haben“ (Obkircher 2011: 77). Aber bei der Heimatsuche oder Beheimatung gilt

immer: „Egal, ob man irgendwo neu anfängt, weil man es möchte – oder weil man es muss: Ein Neustart ist immer eine Herausforderung“ (Eichenlaub et al. 2016: 8). Eine solche Herausforderung schildert die folgende Interviewaussage eines Flüchtlings aus Syrien: „Beides gehört zu mir: Hier. Kein Numerus Clausus, aus mir wird, was ich aus mir machen will. Dort: keine Einsamkeit, ich habe viel Familie um mich... Also muss ich mich für keine Seite entscheiden, kein Entweder – Oder, sondern einfach beides. Anfangs ist es mir selbst schwergefallen „beides“ zu akzeptieren. Jetzt liebe ich es“ (Eichenlaub et al. 2016: 11-12 / Adamavi-Aho et al. 2017, 66-67/ Teubner 2014, 171/ Schmitz 2013: 9-10). So verwandeln Sicherheit und Geborgenheit das Fremde in Heimat und die Heimat ins Fremde. Darum kann Böttcher behaupten: „Heimat...überwindet die Grenzen, die die Heimat als Fremde und die Fremde als Heimat abstecken“ (Böttcher et al. 2009: 245-246).

„Ein Neustart ist immer eine Herausforderung“

Für Christen ist der Heimatprozess über alles bisher gesagte hinaus im Wesen ihres Glaubens verankert: „Die Menschheitsgeschichte in der Bibel beginnt mit einem Heimatverlust: der Vertreibung aus dem Paradies“ und der Tod sogar wird zuge-spitzt zu einem Heimgang mit der Aussage: „Unsere Heimat ist im Himmel“ (Hebr.13, 4) (Adamavi-Aho et al. 2017: 12-14). Somit wird Heimat ein „reisendes Konzept“ wie Adamavi-Aho sagt, dessen Reise über die Welt hinausgeht (Adamavi-Aho et al. 2017: 43-44).

2.7 Heimat als Identität

Wie bereits in der Einführung erwähnt, hat der Heimatbegriff mit großen Problemen des Menschen zu tun. Zu diesen gehört seine Identität: „Wo komme ich her? Wo gehe ich hin?“ (Schmitt-Roschmann 2010: 11). Wenn ich gründlich um meinen Ursprung und meine Zukunft weiß, lebe ich wohl mit einem ruhigen Gewissen und einem friedlichen Gemüt. Meine klare Identität ist mir eine Heimat. Denn mit einer solchen Identität sind existentielle Fragen meines Lebens beantwortet. Dazu gehört auch der Ort, an dem ich mal begraben werden möchte und zu welcher Familie oder Gemeinschaft ich gehöre. Meine Identität gibt die Antwort auf die Frage: „Wer bin ich?“ über die Staatszugehörigkeit hinaus. Thea Dorn spricht von „kultureller Identität“ (Dorn 2018: 187). Diese Identität zu wissen und zu haben, ist ein menschliches Bedürfnis, denn damit ist dem Menschen ein Raum der Sicherheit, der Aktivität und der Mitgestaltung gewährt, wie Pietrzik richtig gesehen hat (Pietrzik 2015: 15). Das ist eine Art Lebensraum. Wem das gelingt, dem wird „Lebenswelt zur Eigenwelt“ (Pietrzik 2015: 17).

2.8 Wechselseitige Beziehung zwischen Heimat und Ort

Simone Egger sagt mit Recht: „Identitäten definieren sich immer auch über Räume, und Räume bilden ihrerseits Identitäten“ (Egger 2014: 83). Diese Beziehung ist aber nicht ausschließlich. Egger erzählt von einer

Freundin, die ihr Folgendes erzählt hat: „Egal, wo ich auf der Welt bin, wenn sie Vollkornbrot haben, ist das für mich ein Stück Heimat“ (Egger 2014: 105-106). Dies zeigt, dass zwar der Ort als Heimat eine große Rolle spielt, er aber nicht der einzige Bestandteil von Heimat ist. Die Beziehungen, die Familie, die Ideen usw., wie in den Kapiteln 2.2 bis 2.4 beschrieben, gehören ebenfalls zur Heimat, bilden sie und machen sie gewissermaßen ortsunabhängig (Adamavi-Aho et al. 2017: 12). Eine Gemeinsamkeit aller Bestimmungen der Heimat ist, dass sie „immer positiv besetzt (ist)“ (Egger 2014: 105). Also das, was als Heimat betrachtet wird, ist immer etwas, das uns Menschen persönlich oder allgemein Gutes tut trotz auch negativer Erfahrungen und Erinnerungen und nichts Schlechtes. Mit dieser Eigenschaft des Heimatbegriffs treten wir in den Bereich der Ethik, der Wissenschaft über das Gute, was uns im nächsten Kapitel beschäftigen wird.

3. Die Lebenswerte im Heimatbegriff

3.1 Heimat als positiver Gegenstand

Wenn in diesem Artikel von Lebenswerten gesprochen wird, verweist dies auf Werte, die als solche das Leben im Allgemeinen oder im Einzelnen pflegen im Sinn von Erhaltung oder Entfaltung (Ndjimbi-Tshiende 2001: 331 inedit). Die Heimat als Gegenstand/Gut trägt in ihrem Wesen Werte, die als solche das Leben pflegen. Darum wirkt Heimat wohlthuend, positiv (Egger 2014: 105/

Schmitt-Roschmann 2010: 9-10).

3.2 Heimat als Ort mit Werten

Als Heimat als ein Ort bezeichnet wurde, war es in Bezug auf die Eigenschaften, die diesen Ort wertvoll machen: die wohltuende und unbeschwerte Kindheit, die herrliche Landschaft, die guten Beziehungen zu Freunden, die Geborgenheit in der Familie. Wenn ein junger Flüchtling sagt: „Ich liebe meine Heimat sehr, aber ich hasse die Ungerechtigkeit dort“ (Eichenlaub et al. 2011: 53), verweist er gerade darauf, dass die Ungerechtigkeit nicht zu seiner Heimat gehören dürfte, damit sie für ihn eine Heimat bleibt. Sie lässt also Leben aufblühen, sich entfalten. Dazu gehören Sicherheit, Gerechtigkeit, Schönheit und Wohlbefinden. All diese sind Sehnsuchtswerte des Menschen. Ein Ort wird nur dann zur Heimat, wenn er diese Werte vermittelt, nach denen sich der Mensch von Natur aus sehnt.

3.3 Heimat als Herausforderung

Weil Heimat auch Beheimatung bedeutet, also Beteiligung daran, dass man sich irgendwo wohlfühlt, ist sie eine Herausforderung, die in der Kindheit anfängt und das ganze Leben hindurch andauert. Das ist der Erziehungs- und Bildungsweg, den die Entwicklung des Menschen fordert. Damit der Mensch zum Erwachsenen wird, muss er alle Entwicklungsstufen durchlaufen. Am Ende ist er dann voll entwickelt und sozialisiert. Zu diesem Prozess gehört nicht nur das Lernen der Rationalität, sondern auch die Übernah-

me eines sozialen Rollenspiels, wie die Entwicklungspsychologie zeigt (Ndjimb-Tshiende 1992: 81). Damit man eine Heimat hat, bedarf es auch einer Anstrengung, durch die man sich beheimatet (Adamavi-Aho et al. 2017: 66-67). Sei es auch nur der Erwerb eines Hauses, in dem man sich wohlfühlt. Auch die Beziehungen zu Familienmitgliedern sollen gepflegt werden, damit die Familie das Wohlbefinden vermitteln kann.

3.4 Heimat und Verteilungsprobleme

Heimat als Ort, an dem man sich wohlfühlt, scheint harmlos zu sein solange es keine Migrations- und Fluchtbewegungen gibt. Sobald aber Menschen ihre Heimat verlieren und eine neue Heimat suchen, tauchen Probleme der Verteilung, Gewährung oder Verleihung von „Heimat“



auf. Die Migranten oder Flüchtlinge brauchen einen Ort, an dem sie sich wohlfühlen, eine Heimat, wo sie neu anfangen können. Die Aufnahmege-sellschaften befinden sich auch in einer neuen Situation. Ihre Heimat ist dadurch gestört, dass neue Menschen hinzugekommen sind. Aber die Neuankömmlinge haben keine

Heimat mehr, in der sie sich wohlfühlen. In dieser Situation, in der Heimat zum Problem wird, treten Werte auf, die damit verbunden sind. Adamavi-Aho sagt diesbezüglich, dass in der Migration nicht nur das soziale Feld auf dem Spiel steht, sondern „in der Tat treten in der öffentlichen und auch kirchlichen Diskussion Fragen der globalen Verteilungsgerechtigkeit, der Sicherheit und der Werte in den Vordergrund“ (Adamavi-Aho et al. 2017: 42). Gerechtigkeit, Sicherheit und andere Werte sind so mit der Heimat eng verbunden. Jeder braucht eine Heimat, d.h. Heimat ist ein menschliches Recht, weil sich jeder danach sehnt. Und wenn die Einen ihre Heimat verlieren und die Anderen sich in ihrer Heimat befinden, soll diese auch zur Heimat für die Heimatlosen werden. Selbst im christlichen Glauben ist das Heimatproblem zentral: In der Bibel beginnt die Geschichte Gottes mit den Menschen „mit dem Heimatverlust“ im Paradies, aber auch mit dem Versprechen einer Heimat „wo Honig und Milch fließen“ (Adamavi-Aho et al. 2017: 153). Auf diese Weise wird Heimat zu einer Werteproblematik: Wie werden Werte respektiert, wenn Heimat zu einem Problem wird? In diesem Fall zeigt sich Heimat auch als ein ethischer Begriff (Teubner-Guerra 2014: 171).

4. Heimat, Flucht, Globalisierung und Bildung für die Zukunft

Vom Wert der Heimat über den Heimatverlust und die Globalisierung soll hier gefragt werden, nach der Zukunft der Heimat. Die Globalisierung hat

mit ihrer Ausbreitung des wirtschaftlichen Raums die Welt grundlegend verändert und damit für viele auch ihre Heimat. Viele Menschen sind in der ganzen Welt unterwegs, ihre Heimat ist sozusagen die Welt oder der Raum zwischen den Staaten geworden. Hier sollen sie sich beheimaten, eine Heimat suchen und aufbauen. Simone Egger sagt: „Mit der Globalisierung verändert sich die Welt, die man erfahren kann, der Ort, an dem man sich befindet, bleibt ebenso bedeutsam“ (Egger 2014: 104). Für sie bleibt nur die Möglichkeit der Mehrheimaten. Dies kann ihnen nur dadurch gelingen, dass sie überall Erfahrungen machen, sich mit anderen Menschen verbinden. Ohne Offenheit ist dies nicht möglich. Hier werden die Massenmedien eine größere Rolle in der Zukunft als „Faktor der Vermittlung von Leitbildern einer Gesellschaft...“ spielen (Böttcher et al. 2009: 7). Kinder und Jugendliche sind in dieser Situation nicht nur durch Bilder aus der Ferne zu erziehen und zu bilden, sondern auch und besonders durch das konkrete Erleben der fernen Länder. Die Reisen für Kinder und Jugendliche sollten noch stärker gefördert werden, wie es zwischen Frankreich und Deutschland seit dem Ende des zweiten Weltkrieges geschehen ist, gemäß der Pädagogik Jean Piagets (Lernen durch Aktivität).

5. Eine Heimat für jeden und alle

Die vorherigen Ausführungen haben gezeigt, dass die „Heimat“ ein Grundbedürfnis des Menschen ist. „Heimat ist kein Privileg“ wie Adama-

vi-Aho mit Recht sagt (Adamavi-Aho et al. 2017: 28). Sie entspricht dem Bedürfnis, eine Familie, ein Haus, Beziehungen, Ideen usw. zu haben und sich dadurch wohl zu fühlen. Die Sehnsucht nach Heimat ist ein tiefer Wunsch des Menschen, ein gutes Leben zu haben. Das heißt, dass Heimat als eine „ethisch fundierte Gemeinschaft gedacht wird“, in der Schutz, Sicherheit, Geborgenheit, Perspektive erfahren werden (Adamavi-Aho et al. 2017: 29). Vom christlichen Glauben her gesehen sollte die ganze Schöpfung zur Heimat für den Menschen werden und die Menschen selbst füreinander eine Heimat sein. Denn die Schöpfung ist als Ort der Freude und Schönheit gedacht und alles war gut erschaffen, sogar bei der Erschaffung des Menschen war es sehr gut (Adamavi-Aho et al. 2017: 84). Darum gebe ich Bernhard Schlink Recht, wenn er denkt, dass der Grund der Menschenrechte, der sogar vor den Menschenrechten steht, das Recht auf Heimat ist (Schlink 2014: 40, 46). Aber diese Heimat ist nicht mehr nur auf einen Ort lokalisiert, sondern auf die ganze Welt. Das ist der Sinn der Globalisierung, und das ist die Botschaft der Christenheit, wie John Rodwell schreibt: „The eucharist establishes what Christians would call the Kingdom here and now and the challenge for the Church ist to ensure that Kingdom values inform and enrich how we make ourselves at home in the world“ (Rodwell et al. 2015: 190). Gelänge es uns nicht, unsere Welt für jeden Menschen und für alle zu einer Heimat zu machen, würde das bedeuten, dass wir Menschen des 21. Jahrhunderts uns immer noch

auf der untersten Entwicklungsstufe biologisch, psychisch und moralisch befinden (Piaget 1973: 119-120, Ndjimbi-Tshiende 1992: 75-80). Eine Herausforderung für uns alle.

Literatur

Adamavi-Aho, Ekué Amélé et al.: Heimat(en)? Beiträge zu einer Theologie der Migration, Zürich 2017.

Bausinger, Hermann: Heimat in einer offenen Gesellschaft. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte. In: Kelterer, Jochen (Hg.): Die Ohnmacht der Gefühle. Heimat zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Weingarten, S. 89-115

Bausinger, Hermann: Heimat und Globalisierung. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. Band LV/2001, S. 121k-135.

Bausinger, Hermann: Heimat und Identität. In: Köstlin, Konrad / Bausinger, Hermann (Hg.): Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur. Publikationen zum Volkskunde-Kongress in Kiel 1979. Nuemünster, S. 9-24

Böttcher, Claudio et al.: Heimat und Fremde. Selbst- Fremd- und Leitbilder in Film und Fernsehen. XXX 2009.

Dorn, Thea: deutsch, nicht dumpf. Ein Leitfa-den für aufgeklärte Patrioten. München 2018.

Egger, Simone: Heimat. Wie wir unseren Sehnsuchtsort immer wieder neu erfinden. München 2014.

Egger, Simone: Servus Heimat. Servus München. Volkskultur als Stilmittel urbaner Repräsentation. In: Eggmann, Sabine / Oehme-Juengling, Karoline (Hg.): Doing society. „Volkskultur“ als gesellschaftliche Selbstverständigung. Base (E-Book), S. 136-148.

Eichenlaub, Carolin / Wallis, Beatrice (Hg): Neu in der Fremde. Von Menschen, die ihre Heimat verlassen. Weinheim / Basel 2016.

Fässler, Peter E.: Globalisierung. Ein historisches Kompendium. Köln 2007

Greiter, Susanne: Flucht und Vertreibung im Familiengedächtnis. Geschichte und Narrativ. Geschichtswissenschaften. Bd. 29. München 2014

Greverus, Ina-Maria: Auf der Suche nach Heimat. München 1979.

Greverus, Ina-Maria: Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen. Frankfurt a. M. 1972.

Hirsch, Helga: entwurzelt. Vom Verlust der Heimat zwischen Oder und Bug. Hamburg 2007.

Köstlin, Konrad: Heimat als Identitätsfabrik. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. Band L/99. Wien 1996, S321-338.

Köstlin, Konrad: Heimat geht durch den Magen. Das Maultaschensyndrom oder: Soul Food in der Moderne. In: Forschungen zur Volkskunde. Baden-Württemberg 1991. Band4, S. 157-174.

Lindner, Rolf: Vom Ethos der Region. In: Lindner, Rolf: Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität. Frankfurt a. M. / New York 1994, S. 201-232.

Meier, Josiane: Regionale Grenzüberschreitende Zusammenarbeit in der Rauplanung. Das Beispiel Alpenrhintal. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Berlin 2010

Ndjimbi-Tshiende, Olivier: Réciprocité-Coopération et le Système Palabrique africain. Tradition et Herméneutique dans les Théories du développement de la Conscience morale chez Piaget, Kohlberg et Habermas. St. Ottilien 1992

Ndjimbi-Tshiende, Olivier: Afrikanische Ethik. Eine ethisch-ethnologische Analyse im Ausgang von Max Schelers Wertlehre. Philosophie-Department / Fakultät für Philosophie, Wissenschaftstheorie und Statistik. Ludwig-Maximilians-Universität München (Habilitationsschrift) 2001

Noseda, Irma: Abschied vom Regionalismus – k Bauten auf dem Weg zu einer neuen Identität. In: Köb, Edelbert (Hg.): Bau – Kultur – Region. Regionale Identität im wachsenden Europa – das Fremde. Symposiumsbericht. Wien 1996. S. 88-116

Obkircher, Stefan: Das Alpenrhintal im Wandel. Regensburg 2011

Pietrzik, Karoline: Auf der Suche nach Heimat. Generationenspezifische Identität im Ostmitteleuropa der Gegenwart, Marburg 2015.

Pöttering, Hans-Gert / Klose, Joachim: Wir sind Heimat. Annäherungen an einen schwierigen Begriff. Bonn 2012.

Rodwell, John / Manley Scott, Peter (Eds): At Home in the Future. Place & Belonging in a Changing Europe. Zürich 2015

Schlink, Bernhard: Heimat als Utopie. Frankfurt a. M. 2014.

Schmitt-Roschmann, Verena: Heimat. Neuentdeckung eines verpönten Gefühls. Gütersloh 2010.

Schmitz, Anett: Transnational Leben. Bildungserfolgreiche (Spät) Aussiedler zwischen Deutschland und Russland. Bielefeld 2013.

Schramm, Manuel: Konsum und regionale Identität in Sachsen 1880-2000. Stuttgart 2002.

Spohn, William: Go and do Likewise: Jesus and Ethics. New York 1999.

Tauschek, Markus: „Aspekte eines aktuellen Heimatbegriffs“. In: Volkskunde in Niedersachsen 2005. Heft 22, S.14-24.

Tauschek, Markus: „Zur Relevanz des Begriffs Heimat in einer mobilen Gesellschaft.“ In: Kieler Blätter zur Volkskunde 2005. Heft 37 S. 63-85.

Teubner-Guerra, Rosa Lori: Heimatkonzepte und Bindung. Ein Beitrag zur soziokulturellen Erweiterung der Bindungstheorie. Hamburg 2014.

Weichhart, Peter: Heimabtbinding und Weltverantwortung. Widersprüchliche oder komplementäre Motivkonstellation menschlichen Handelns? In: Geographie Heute, 1992, 100, S. 30-44

DAZUGEHÖREN.

Von Bildern und Beziehungen, die Heimat spüren lassen.

Dr. Simone Egger

Postdoc-Assistentin und Studienprogrammleiterin an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt



Dr. Simone Egger ist Kulturwissenschaftlerin und als Postdoc-Assistentin und Studienprogrammleiterin am Institut für Kulturanalyse an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt tätig. Studiert hat sie Europäische Ethnologie, Ethnologie und Kunstgeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München. 2008 ist ihre Magisterarbeit zum „Phänomen Wiesntracht“ veröffentlicht worden, 2013 ist die Dissertation „München wird moderner. Stadt und Atmosphäre in den langen 1960er Jahren“ erschienen. 2014 hat sie den Band „Heimat. Wie wir unseren Sehnsuchtsort immer wieder neu erfinden“ herausgebracht. Im Rahmen ihrer Habilitation befasst sie sich mit transnationalen Beziehungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, der Titel lautet „Über Liebe. Über Kosmopolitismus. Über Europa“. Seit 2014 betreut Simone Egger ein Museum zur Alltags- und in Industriegeschichte der Marktgemeinde Wattens in Tirol.

Heimat kann ein Ort sein, eine Erinnerung. Für viele Menschen hat Heimat eine soziale Dimension. Der Freundeskreis, die Familie sind wichtig, um Zugehörigkeit zu empfinden. Aus einer historischen Perspektive lässt sich nachzeichnen, wie der Begriff seit dem 19. Jahrhundert mit Bedeutung aufgeladen wurde. „Dazugehören“ ist auch für die Südtiroler Künstlerin Gabriela Oberkofler ein wesentliches Thema. Immer wieder setzt sie sich mit ihrer Herkunft auseinander und geht auf die Komplexität von Beziehungen ein. Im vorliegenden Artikel werden drei ihrer Projekte vorgestellt, um verschiedene Aspekte von Heimat zu thematisieren: „Buggelkraxen“, „rosensteinalm“ und „Eine Geranienblüte“.

Buggelkraxen

Die 1975 in Bozen geborene Zeichnerin, Malerin, Video-, Performance- und Installationskünstlerin Gabriela Oberkofler setzt sich in ihren Arbeiten immer wieder mit ihrer Herkunft auseinander. Für den Zyklus „Buggelkraxen“ von 2010, einer Installation mit Fotografien, Holzkiste, Geranie und Schnur, hat sich die Künstlerin selbst mit einer Tragevorrichtung ausgestattet. Aus dünnen Brettchen, wie sie für Obstkisten verwendet werden – der Apfelanbau ist ein wichtiger Erwerbszweig in der Region – hat sie eine verschachtelte Anordnung von kleinen Häusern gebaut. In einer Hand trägt sie dazu eine Geranie, die Heimatblume überhaupt, ebenfalls in einer transportablen Box. Nicht nur das Material, aus der die Objekte gemacht sind, und ihr Verwendungszweck beziehen sich auf Südtirol, auch die Beweglichkeit der Dinge erzählt eine Geschichte von Zugehörigkeit und Mobilität. Eine Kraxe ist eine Tragevorrichtung aus Holz. Man hat in der Vergangenheit auf dem Rücken getragen, was man ins Tal oder auf den Berg bringen wollte, um sich zu versorgen oder etwas zu verkaufen. Die Künstlerin ruft mit ihrer Konstruktion eine historische Figur auf und spiegelt sich zugleich selbst in der Installation. „Die ‚Buggelkraxen‘-Träger haben keinen festen Wohnsitz“, sagt Gabriela Oberkofler im Interview mit dem Kunstmagazin „Artmapp“, „sondern sie wandern von Hof zu Hof und bieten ihre Dienste an. Sie reparieren Möbel, sie flicken Teppiche, sie helfen beim Korbflechten usw. Ich war in der Zeit auch viel unterwegs. Das

wichtigste hatte ich in der Zeit immer bei mir, nämlich meine Erinnerungen“ (Brouwer 2018: 2).

Heimatrechte

Insbesondere im 19. Jahrhundert und in manchen deutschsprachigen Gegenden auch noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein bestimmte die Bindung einer Rechtsordnung an den dauerhaften Aufenthalt an einen Ort das Verständnis von Zugehörigkeit ganz wesentlich. „Bei ‚Heimat‘ handelt es sich“, wie die Kulturanthropologin Ina-Maria Greverus in diesem Zusammenhang erläutert, „entweder um die Gemeinde oder das nächstgrößere Territorium, die Grundherrschaft oder den Kanton (in der Schweiz). (...) [Gleichzeitig ist] [d]ie Heimat der Raum der Zuständigkeit, der Raum, der dem ‚Heimatangehörigen‘, selbst wenn er verarmt ist, Schutz und Recht gewähren muß. Durch Heimatangehörigkeit erwarb man – durch Geburt, Heirat oder Einkauf – Heimatrecht“ (Greverus 1979: 28). Nun konnte dieses System jedoch nur unter der Voraussetzung funktionieren, dass sich ein wesentlicher Teil der Bevölkerung wenig bewegte oder zumindest regelmäßig dorthin zurückkehrte, wo diese Angehörigkeit bestand. Gleichzeitig beinhaltete das Heimatrecht einen Machtanspruch, wer an einem Ort zu Hause war, hatte mitzureden. Das Gesinde – Knechte und Mägde, die oft jährlich zu Maria Lichtmess die Stellung wechselten – musste sich einen solchen Zugang erst verschaffen oder blieb außen vor. Die enge soziale Gemeinschaft des Dorfes wirkte ein- und ausgrenzend zugleich

(vgl. Bausinger 1980).

Im Zuge der Industrialisierung und dem steten Anwachsen der Bevölkerungszahlen verlangten im Laufe des 19. Jahrhunderts gravierende Veränderungen in Wirtschaft und Gesellschaft die zunehmende Mobilität von Arbeitssuchenden in ganz Europa. Arbeiterinnen und Arbeiter wurden – und daran hat sich auch in der Gegenwart nichts geändert – vor allem dort gebraucht, wo es Arbeitsplätze gab und gibt. In Bayern waren es Städte wie München oder Nürnberg, die eine große Sogwirkung entfalteten und durch den Zuzug der Landbevölkerung im späten 19. Jahrhundert zu Großstädten wurden. Die königliche Haupt- und Residenzstadt München wuchs in erster Linie vor ihren Toren, zwischen der Stadtmauer und umgebenden Dörfern wie Sendling, Schwabing oder Giesing wurden Fabriken errichtet, und Behausungen entstanden – für diejenigen, die fern der Heimat unbehaust waren. Der Volkskundler Hermann Bausinger verweist in dem Zusammenhang auf die Rede vom *heimatlosen Lumpenproletariat* (vgl. ebd.). Aus Straubing oder aus Tegernsee kamen die Menschen damals, um ihr Glück in der Stadt zu machen. Manche haben sogar die Überfahrt in die Vereinigten Staaten von Amerika gewagt (vgl. Hamm et al. 2004). Nachdem sich politisch zunächst einmal niemand zuständig fühlte, wurde das historische Heimatrecht schließlich vom so genannten Unterstützungsrecht, einer grundlegenden Form von Sozialversorgung im staatsbürgerlichen Sinne abgelöst (vgl. ebd.) Heimat, das musste man sich also erst einmal leisten können.

Heimat hat mit Ankommen, mit dem Erreichen einer Position innerhalb einer Gesellschaft oder Gemeinschaft zu tun. Beziehungen zu Nachbarinnen und Nachbarn oder Familienmitgliedern sind nicht mehr selbstverständlich, sondern müssen erst einmal hergestellt werden.

Was die ersehnte Freiheit verspricht, kann zugleich mit Vereinsamung einhergehen – daran hat sich im Laufe der Zeit ebenfalls nichts geändert.

„Heimat hat mit Ankommen, mit dem Erreichen einer Position innerhalb einer Gesellschaft oder Gemeinschaft zu tun.“

Heimatorte

„Autofahrern in ganz Süddeutschland sind die beiden Ortsnamen wohl vertraut. Sind sozusagen das A und O der Autobahnstaus: Adelzhausen und Odelzhausen, zwei kleine Kommunen an der A 8 mit eigenen Ausfahrten zwischen Augsburg und München. Kaum eine morgendliche Bayern-3-Verkehrsmeldung, ohne dass die beiden Namen fallen“ (Kramer 2018: 16). Die territoriale Dimension macht auch in der Gegenwart ein wesentliches Merkmal von Heimat aus: die Bezogenheit auf eine Gegend oder Region. Noch immer steht nichts so prägnant für Heimat wie der Ort, an dem man wohnt oder einmal gelebt hat und Erfahrungen oder Erinnerungen damit verbindet. Ina-Maria Greverus geht darüber hinaus von einer jedem Menschen eigenen Art der Territorialität aus. Dieser Raumbezug drückt sich in einer Suche nach Satisfaktionsräumen aus, Räumen also, in denen das eigene Streben nach Versicherung und Identität befriedigt wird, Räumen, die darüber hinaus die Möglichkeit

bieten, dass man aktiv werden kann. Eine Überschreitung oder gar Verletzung imaginierter oder konkreter Grenzlinien wird schließlich die Verteidigung eines so verstandenen Territoriums nach sich ziehen. Verortung sieht die Kulturanthropologin bei aller Behauptung aber keinesfalls als unveränderbare, statische Größe an, sondern vielmehr als wandelbaren Faktor, da „(...) Heimat als einem einmaligen und unveränderlichen Phänomen (...) die Möglichkeit der Ausdehnung, Einengung oder der Gewinnung neuer Heimaten gegenüber [steht]“ (Greverus 1979: 96).

rosensteinalm

Gabriela Oberkofler stammt aus der Gemeinde Jenesien in Südtirol. Die Eltern betreiben das zentrale Gasthaus im Dorf, dort ist sie aufgewachsen, das hat sie geprägt, davon kommt sie nicht los, wie es im Gespräch mit dem Journalisten Carsten Probst heißt. Heimat ist zu einem zentralen Thema ihrer Arbeit geworden. Beleuchtet werden positive und negative Aspekte. Die Künstlerin

in abstraktere Kontexte. So erzählt sie, dass es nicht immer einfach war, in einem kleinen Ort aufzuwachsen. Das Arbeiten an der Zugehörigkeit bestimmt ihr Denken und Handeln noch viele Kilometer und Etappen entfernt. Studiert hat die Südtirolerin in Stuttgart, in dieser Stadt lebt und arbeitet sie (vgl. Probst 2018: 31). Ihr Atelier hat Gabriela Oberkofler in den sogenannten Wagenhallen, alle dort beheimateten Künstlerinnen und Künstler mussten ihre Räume jedoch aufgrund von Sanierungsmaßnahmen verlassen und vorübergehend in eine temporäre Containersiedlung ziehen. Die Künstlerin hat dort 2017 einen Ort geschaffen, der mit vielen Elemente aus ihrer ersten Heimat spielt und im Rückgriff auf eine solidarische Zukunft im urbanen Raum blicken lässt. „Die rosensteinalm orientiert sich am nachhaltigen und integrativen Miteinander, des Bauernhofes, als Gegenbild einer konsum- und gewinnorientierten Stadtentwicklung“, schreibt Gabriela Oberkofler auf ihrer Internetseite. „Die rosensteinalm ist ein Bild kurzer Wege: selbstangebautes Gemüse, hier gelegte Eier und lädt deshalb zu einem gemeinsamen Kochabend mit Bewohnern aus dem Viertel, im September. Das Programm der rosensteinalm läuft von jetzt bis in den Herbst und umfasst neben dem gemeinsamen Essen vor allem Lesungen, Vorträge und eine Ausstellung. Thematisch orientieren wir uns (...) an dem Einfluss künstlerischen Schaffens auf den urbanen Raum – was können KünstlerInnen tun, um ein Stadtviertel mit zu prägen? Für die Ausstellung im September [2017] werden zwei Künstlerinnen hier auf



setzt oft bei eigenen Erfahrungen an und übersetzt diese Empfindungen

der rosensteinalm leben und arbeiten, Antje Schiffers aus Berlin und Ilke Yilmaz aus Istanbul“ (Oberkofler Projekte 2019/1). Ausgehend von einem ganz konkreten Ort, einer postmodernen Hütte mit Garten, wie man sie im alpinen Raum vermutet hätte, ist wieder das Miteinander von wesentlicher Bedeutung, die sozialen Beziehungen, die von der rosensteinalm ausgehen und durch sie ermöglicht werden.

Sehnsuchtsorte

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts löste sich Heimat zusehends aus einem eindeutigen rechtlichen Zusammenhang und damit aus dem realpolitisch besetzten Feld. Heimat wurde in dieser Zeit vielmehr zu einer idealen Welt, die bald ohne konkreten Rückbezug funktionierte. Heimatbildwelten wurden aufgerufen, die sich nicht mehr verorten ließen. Ganz im Sinne der Romantik wurden Sehnsuchtsorte geschaffen, die Heimat meinten, aber nicht mehr exakt benannten, was und wo diese Heimat war. Rauschende Bäche, schneebedeckte Gipfel und blühende Wiesen, der Wald, Frauen und Männer in Tracht, Jagdszenen, Kühe oder andere Tiere auf der Weide wurden zu beliebten Sujets der Landschafts- und Genremalerei, die in jenen Jahren ungeheuer populär wurden. Die Maler der Münchner Schule wie etwa der Tiroler Franz Defregger waren auf diese Bildwelten spezialisiert. Überhaupt galten die Alpen bald als besonders beliebtes Motiv und fanden sich an den Wänden vieler städtisch-bürgerlicher Stuben wieder. „Landschaft ist ein schwieriger ‚Gegenstand‘“,

merkt der Geograph Jürgen Hasse in diesem Zusammenhang an (Hasse 2012: 43). „In pragmatischer Sicht sprechen wir sie als etwas Reales an; wir meinen dann eine Gegend, in der man sich aufhalten und bewegen kann. In ästhetischer Haltung gibt es sie nur in unserer Wahrnehmung und unserem Erleben, nicht als etwas Reales, das sich durch die Addition von Dingen zusammenfassen ließe“ (ebd.). Die Brüche der Zeit, die Transformationen der Arbeits- und Lebenswelten, mit denen viele Menschen in den Städten und auf dem Land zurechtkommen mussten, steigerten die Sehnsucht nach Orten, die sich idealisieren ließen. Angehörige aller gesellschaftlichen Klassen träumten von idealen Heimaten, in denen es keine Probleme gab. Mit dem Aufkommen des Fremdenverkehrs und dem Beginn des modernen Tourismus erhielten viele alltägliche Dinge zusätzlich eine Bedeutung über ihren Gebrauchswert hinaus. Tracht war nun nicht einfach mehr vorindustriell genähte Kleidung, sondern bediente auch die Vorstellungen der Feriengäste – als besonders adrettes Heimatkostüm.

„Tracht war nun nicht einfach mehr vorindustriell genähte Kleidung, sondern bediente auch die Vorstellungen der Feriengäste – als besonders adrettes Heimatkostüm.“

Heimatliebe

„Spricht man mit Leuten, die nicht am Ort ihrer Kindheit und Jugend leben oder den Ort mehrfach im Laufe ihres Lebens gewechselt haben, so wird man feststellen, daß sie mehrere Heimaten hatten. Vor allem der Ort der Kindheit und Jugend, aber

auch der ersten Jahre des Erwachsenseins spielt im Gefühlshaushalt oft eine größere Rolle, als spätere Heimaten“, gibt der Schriftsteller Peter Chotjewitz zu bedenken (1980: 125). Diese erste – und das heißt manchmal auch die einzige – Heimat ist mit dem Aufwachsen verbunden. Dabei geht es nicht um eine wie auch immer geartete Oberflächenästhetik, sondern um Spüren und Erinnern. Ob Reihenhaus oder sozialer Wohnungsbau, die Orte, an denen man sich zu Hause fühlt oder sich zurückbesinnt, wenn man dort vorbeikommt und eine vertraute Ecke wiedererkennt, machen den Eindruck von Heimat aus, den man über Jahre hinweg – nahezu unhinterfragt – gewonnen hat. Eng verwoben sind diese Räume mit Erfahrungen, mit der ersten Liebe, mit Streitereien in der Schule, einem Besuch der Großeltern, mit der immerwährenden Präsenz der Nachbarin und ihrer fünf Pudel. „Das Bild der Welt, dass sich in jenen Jahren tief in die Gehirnwindungen einbrennt, wird zuallererst und häufig am stärksten als Heimat empfunden. Es sind Landschaften,

„Die erste Heimat liegt für viele Menschen in der Vergangenheit und wird aus einer verklärten Sicht auf die Dinge oft idealer erinnert als sie es vielleicht tatsächlich war.“

oftmals in Großaufnahme und Ausschnitten, aber auch Wind und Wetter, Sonnenbilder und Sterne, Häuser und Dörfer, Fassaden und Straßen, die in dieser Zeit die unbewußte Überzeugung festigen, es gebe eine einmalige und unverwechselbare äußere Gestalt von Heimat“ (ebd.).

Die erste Heimat gleicht einem Album mit vielen Elementen, denen oft ästhetische Qualitäten anhaften, der erste Faschingsball wird mit der

Wahrnehmung von Kälte verbunden, der Besuch des Osterhasen in den 1980er Jahren mit dem Andenken an einen schönen Tag. Die erste Heimat liegt für viele Menschen in der Vergangenheit und wird aus einer verklärenden Sicht auf die Dinge oft idealer erinnert als sie es vielleicht tatsächlich war. Andererseits geht es eben um einen Raum in der Zeit, in dem bestenfalls vieles selbstverständlich war: die Sprache, der Dialekt, der Weg in den Kindergarten neben dem Gemeindezentrum. Einen Raum, der versichert hat und Vertrauen schaffen konnte, auch wenn etwas nicht so geklappt hat wie zunächst gedacht. Prägend für die eigene Identität waren und sind vor allem Beziehungen, die man in erster Linie zu Menschen aufbaut, und Erfahrungen, die mit dem, was man unter Heimat versteht, verbunden sind. Dingen, die man im Laufe der Zeit mit Bedeutung belegt hat, kann dieses Empfinden von Zugehörigkeit ebenfalls innewohnen. Ein Teddybär beispielsweise, aber auch die alte Küchenuhr mit ihrem lauten Schlagen. Nicht jede Kindheit verläuft glücklich und ohne Bruch, dennoch gibt es Bezugspunkte, gibt es Orte, Momente, die Heimat ausmachen. Verbunden mit der ersten Heimat sind Eltern und Geschwister zunächst einmal der engste Kreis, in dem man sich zu Hause fühlen kann. Zu Hause muss man sich im besten Fall – erst einmal – nicht erklären und wird so angenommen, wie man ist. „Natürlich gibt es auch zwischen Müttern und Vätern, Töchtern und Söhnen, Schwestern und Brüdern kleinere und größere Schwierigkeiten und Verwerfungen. Manchmal

kommt es zu Streitereien, die sich auch nach Jahrzehnten nicht mehr beheben lassen. Vielleicht werden derartige Auseinandersetzungen aber auch deshalb so erbittert geführt, weil es sich um die eigene Familie handelt und Nähe in ausgeprägte Distanz umgekehrt wird“ (Egger 2014: 111-112).

Heimweh

Wenn man diese vertraute Umgebung nun verlässt und in ein anderes Land, in eine andere Stadt, in ein anderes Viertel zieht, wird rasch deutlich, was es heißt, sich nicht mehr mit dem gewohnten Selbstverständnis durch die Straßen bewegen zu können. In der Gegenwart sind sehr viele Menschen besonders mobil, weil es ihr Job notwendig macht oder Krisen und Kriege erzwingen, dass sie sich aus dem gewohnten Umfeld wegbegeben.

Während die einen von Kontinent zu Kontinent ziehen, bleiben andere ihr Leben lang in der ersten Heimat oder in dem heimischen Umfeld, in das sie etwa durch Heirat gewechselt haben. Ist der Rückweg abgeschnitten, wird die erste Heimat im Laufe der Jahre zu einem Sehnsuchtsort, der sich erträumen, aber nicht mehr erreichen lässt. Das Aneignen einer neuen Heimat, einer zweiten, dritten oder vierten Heimat, geht an die Substanz. Freundinnen und Freunde lassen sich nicht so einfach finden, Vertrauen kann auch in Zeiten der Digitalisierung nur über einen längeren Zeitraum entstehen. Plattformen im Internet machen es heute möglich, den Kontakt zur Familie auch über weite Entfernungen zu halten.

„Heimat trifft Gefühl. Auch im Netz“ lautet ein Slogan, mit dem Mecklenburg-Vorpommern für sich wirbt. Auf der Seite, die auf die Internetpräsenz des Bundeslands hinweist, sind zwei Frauen abgebildet. Arm in Arm stehen sie auf einer Anhöhe und blicken gemeinsam auf eine Stadtkulisse, stellvertretend für die Bewohnerinnen und Bewohner oder auch Besucherinnen und Besucher (vgl. Mecklenburg-Vorpommern 2019).

Eine Geranienblüte

„Die Geranie, die im Volksmund auch als ‚brennende Lieb‘ bezeichnet wird und bis heute viele Höfe und Häuser in Südtirol und Tirol schmückt, wurde sowohl für die Dableiber als auch für die Optanten zum Symbol ihrer jeweiligen Bewegung“, schreibt Gabriela Oberkofler über ihr Kunst am Bau-Projekt „Eine Geranienblüte“ in der Südtiroler Siedlung im österreichischen Kufstein (Oberkofler Projekte 2019/2). In ihrer Arbeit thematisiert sie den Graben, der sich mit der sogenannten Option im Jahr 1938 in Südtirol aufgetan hat. Menschen, die vorher zusammengelebt haben, mussten sich mit dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich entscheiden, ob sie in Italien bleiben oder gehen wollten. Anhand dieser Episode wird nicht nur ersichtlich, wie brisant die Kombination von politischer Ideologie und Nationalismus gerade im Hinblick auf die Frage nach Zugehörigkeit sein kann. Die Geranie repräsentiert aber auch jenseits der historischen Ereignisse in der Region, an die die Künstlerin bei ihrem Projekt denkt, das Facettenreiche an dem, was man unter Heimat

verstehen kann. Wahrgenommen wird die Pflanze als etwas Schönes, etwas Ideales, schon immer in den Alpen Heimisches. Der Bezugsrahmen der Pelargonie lässt sich gleichwohl viel weiter aufmachen. Das Gewächs stammt ursprünglich aus Südafrika und wurde erst in Europa zur unverwechselbaren Heimatblume (vgl. Egger 2014: 228-229).

Literatur

Bausinger, Hermann: Heimat und Identität, in: Köstlin, Konrad und Hermann Bausinger (Hrsg.), Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur. Publikation zum Volkskunde-Kongress in Kiel 1979. Neumünster 1980, S. 9-24.

Brouwer, Rainer: Editorial/Interview mit Gabriela Oberkofler, in: Artmapp. Das Kunstmagazin für Entdecker, Juli-Oktober 2018, S. 2.

Chotjewitz, Peter O.: Kleine Heimatkunde für Anfänger, in: Moosmann, Elisabeth (Hrsg.), Heimat. Sehnsucht nach Identität. Berlin 1980, S. 123-131.

Egger, Simone: Heimat. Wie wir unseren Sehnsuchtsort immer wieder neu erfinden. München 2014.

Greverus, Ina-Maria: Auf der Suche nach Heimat. Frankfurt am Main 1979.

Hamm, Margot, Michael Henker und Evaria Brockhoff (Hrsg.), Good Bye Bayern – Grüß Gott America. Auswanderung aus Bayern nach Amerika seit 1683. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung des Hauses der Bayerischen Geschichte. Augsburg 2004.

Hasse, Jürgen: Was heißt Kulturlandschaft? Anthropologische und phänomenologische Überlegungen, in: Klose, Joachim, Ralph Lindner und Manfred Seifert (Hrsg.), Heimat heute, Reflexionen und Perspektiven. Dresden 2012, S. 37-59.

Kramer, Horst: Vom A und O bayerischer Dörfer, in: Bazis, Bissgurkn, Breznsoizer. Lustige und skurrile Geschichtn aus Bayern. Eine Anzeigensonderveröffentlichung der Süddeutschen Zeitung am 07.12.2018, S. 16-17.

Mecklenburg-Vorpommern. Das Magazin aus dem Land zum Leben. Ausgabe 1/2019.

Oberkofler, Gabriela: Projekte 1. <https://gabrielaoberkofler.de/projekte/rosensteinalm>, [Stand: 2019-04-15].

Oberkofler, Gabriela: Projekte 2. <https://gabrielaoberkofler.de/projekte/eine-geranienbluete>, [Stand: 2019-04-15].

Probst, Carsten: Gabriela Oberkofler. Ein Gespräch über die Unmöglichkeit, von Südtirol wegzukommen, in: Artmapp. Das Kunstmagazin für Entdecker, Juli-Oktober 2018, S. 31-35.

INTERVIEW

IM INTERVIEW MIT DEM STAATSMINISTER DER FINANZEN UND FÜR HEIMAT, HERRN ALBERT FÜRACKER



Albert Füracker, MdL
Staatsminister der Finanzen und für Heimat

Albert Füracker, geb. 1968, absolvierte zunächst eine Ausbildung zum Landwirt und zum staatl. geprüften Techniker für Landbau. Von 1990 bis 2008 war er Vollerwerbslandwirt. Seit 1987 ist er CSU-Mitglied in unterschiedlichen Funktionen; seit 2015 CSU-Bezirksvorsitzender. Von 2002 bis 2014 war er stellvertretender Landrat, von 2002 bis 2010 2. Bürgermeister des Marktes Lupburg. Seit 2008 ist er Mitglied des Landtages, u.a. zeitweise als Vorsitzender des Ausschusses für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten und als Mitglied der Kommission zur Parlamentarischen Begleitung der Energiewende. Von 2013 bis 2018 war er Staatssekretär im Bayerischen Staatsministerium der Finanzen, für Landesentwicklung und Heimat, seit 2018 ist er Bayerischer Staatsminister der Finanzen und für Heimat.

Redaktion Familien-Prisma:

Was verbinden Sie persönlich mit dem Begriff Heimat?

Herr Staatsminister Füracker:

Heimat hat für mich zwei Ebenen: Einerseits der Ort, in dem man wohnt beziehungsweise geboren ist. Andererseits ist Heimat auch ein individuelles, positives Lebensgefühl. Die Menschen sind stolz auf ihre Heimat, fühlen sich dort wohl und kennen sich aus. Heimat ist die regionale Identität in einer globalen Welt. Und

Heimat ist für mich einer der schönsten und emotionalsten Begriffe überhaupt. Die Heimat Bayern attraktiv für seine Bewohner zu erhalten und zu stärken, dies ist eine bedeutsame Aufgabe und eine große Herausforderung für einen Heimatminister.

Redaktion Familien-Prisma:

Welche Schwerpunkte möchten Sie als Heimatminister setzen?

Herr Staatsminister Füracker:

Das Heimatministerium ist ein Zukunftsministerium. Mit unserer Heimatstrategie schaffen wir in ganz Bayern gleichwertige Lebensverhältnisse. Dies ist auch ein Verfassungsauftrag. Wir wollen kein Bayern der zwei Geschwindigkeiten. Uns ist wichtig, dass die Bürgerinnen und Bürger aller Landesteile an der erfolgreichen Entwicklung des Freistaats teilhaben. Dies gilt insbesondere für den ländlichen Raum. Gleichzeitig wird unsere gemeinsame Heimat Bayern mit ihren vielfältigen Regionen, Traditionen und Identitäten durch die hier geleistete Arbeit zusammengehalten und bewahrt.

Wir kümmern uns daher insbesondere um die Regionen mit besonderen „demografischen“ Herausforderungen. Ein Schwerpunkt ist etwa der kommunale Finanzausgleich, insbesondere die Stabilisierungshilfen und die Unterstützung von kommunalen Investitionen. Der kommunale Finanzausgleich 2019 erreicht als größter Ausgabenblock im Staatshaushalt die neue Rekordsumme von 9,97 Mrd. €. Die Stärkung des ländlichen Raums – einem der besonderen Schwerpunkte der Arbeit des Heimatministeriums – wird mit verschiedenen Maßnahmen und Projekten unterstützt. Von Nürnberg aus wird zum Beispiel die Breitbandförderung organisiert, für die insgesamt 1,5 Mrd. € zur Verfügung stehen. Diese bundesweit einzigartige Förderung ist ein Erfolgsprojekt des Heimatministeriums. Durch unser Programm sind bereits jetzt über 47.000 km Glasfaserkabel verlegt oder konkret geplant worden. Die Versorgungsquote mit schnellem

Internet im ländlichen Raum wurde um 53 Prozentpunkte auf über 80 Prozent der Haushalte gesteigert. Und mit dem zukünftigen Gigabit-Pilotprogramm ist Bayern europaweit einzigartig. Breitband ist Zukunft. Nur wo schnelles Internet vorhanden ist, werden Arbeitsplätze entstehen und erhalten.

Auch die Behördenverlagerung im Rahmen unserer Heimatstrategie ist eine große Unterstützung für die ländlichen Räume. Dank der bereits beschlossenen Behördenverlagerungen von rund 70 Behörden und staatlichen Einrichtungen werden bis 2025 mehr als über 3.600 Personen heimatnah staatliche Arbeits- und Studienplätze nutzen können. Wir schaffen damit zukunftsfähige, qualifizierte und sichere Arbeitsplätze in allen Regionen Bayerns.

Redaktion Familien-Prisma:

Welche Rolle spielt Heimat im politischen Gesamtkonzept der bayerischen Staatsregierung?

Herr Staatsminister Füracker:

Heimatpolitik bleibt eine Daueraufgabe und ist bereits ein Exportschlager. Die Aufgaben werden nie ausgehen. Die Aufgaben werden nie ausgehen. Wir fühlen uns mit der Errichtung des ersten Heimatministeriums in Deutschland bestätigt, denn andere versuchen unser Ministerium nachzuahmen. Das bayerische Heimatministerium hat bereits fünf erfolgreiche Jahre hinter sich. Heimatpolitik wird in ihrer gesamten Breite stets aktuell sein: Unsere gemeinsame Heimat gilt es für alle Bürgerinnen und Bürger Bayerns zu erhalten und weiterzuentwickeln.

Redaktion Familien-Prisma:

Was bedeutet Heimat in einer globalisierten Welt, die sich durch zunehmende Mobilität, Flexibilität und Entgrenzung auszeichnet?

Herr Staatsminister Füracker:

Der Heimatbegriff erfährt heute wieder eine Renaissance. Vielleicht ist dies auch eine verständliche Reaktion auf die zunehmende Globalisierung. Wir waren die ersten, die diesen emotionalen Begriff in praktische Politik umgesetzt haben. Die Bayern haben ein großes Selbstbewusstsein und sind stolz auf ihre Heimat.

Redaktion Familien-Prisma:

Herr Staatsminister Füracker, vielen Dank für das Interview.

BEITRÄGE

BEHEIMATUNG IN EINER GLOBALEN WELT

Notker Wolf OSB, Abtprimas em.



Notker Wolf OSB, geb. 1940 in Bad Grönenbach, ist Missionsbenediktiner, fünfter Erzabt der Erzabtei St. Ottilien und neunter Abtprimas des Benediktinerordens. Von 1962 bis 1974 studierte er in Rom und München Theologie, Philosophie sowie Zoologie, Anorganische Chemie und Astronomiegeschichte. Die Priesterweihe empfing Wolf 1968 und erhielt im Jahr 1971 den Ruf als Professor für Naturphilosophie und Wissenschaftstheorie an die Päpstliche Hochschule Sant'Anselmo in Rom. 1977 wurde er zum fünften Erzabt der Erzabtei St. Ottilien gewählt und damit gleichzeitig auch Abtpräses der Kongregation der Missionsbenediktiner. Am 7. September 2000 wurde Notker Wolf schließlich zum neunten Abtprimas und damit zum obersten Repräsentanten der Benediktinerordens gewählt. Ende Oktober 2016 kehrte er in sein Heimatkloster zurück.

In den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts brandete die Diskussion über Grundwerte unserer Gesellschaft hoch. Werte sind Ideale eines Menschen oder einer Gesellschaft, die uns Orientierung geben und eine Gesellschaft zusammenhalten. Der Zeitpunkt schien gekommen, sie erneut festzulegen, nachdem die Entwicklung seit der Studentenrevolte von 1968 zu einer Beliebigkeit des Denkens und Handelns geführt hatte. Den einen war es die Befreiung zu einer offenen Gesellschaft, den anderen war es hin zu einer zügellosen

Gesellschaft, die ihre Identität verliert und sich dann letzten Endes selbst auflösen wird. Beim Finanzcrash von 2008/9 wurde denn auch der Ruf nach Anstand und Moral laut. Bei den Gegnern einer Festlegung auf Grundwerte stand immer die Angst vor einem Rückfall in deutschen Nationalismus im Hintergrund. In Anbetracht der heutigen Nationalismen in Europa ist diese Sorge nicht unberechtigt, von der „Alternative zu Deutschland“ nicht zu reden.

Die Diskussion nahm eine plötzliche Wende mit dem Ansturm von

Flüchtlingen seit 2015. Auf einmal wurde sogar der Begriff „Heimat“ wieder hoffähig. Vorher hatte man damit eher sentimentale Heimatromane und Heimatfilme verbunden. Jetzt gibt es sogar ein „Heimat-Ministerium“. Vielleicht ist die Rückbesinnung auf das, was Heimat ausmacht, in der Tat notwendig, weil Heimat zum Menschen gehört, ihm eine Verortung und Geborgenheit gibt, gerade in einer globalisierten Welt.

Heimat an verschiedenen Orten

Der Mensch braucht zu seiner Identität eine Heimat, um sich nicht zu verlieren. Ich selbst habe bis 2016 insgesamt 25 Jahre in Rom verbracht, und doch war mir meine oberbayerische Heimat, näherhin mein Kloster St. Ottilien am Ammersee immer sehr wichtig. Dort habe ich meine Wurzeln. Hier habe ich von Ostern 1955 das Gymnasium besucht und 1961 das Abitur gemacht. Eine Zeit, in der ich hier voll verwurzelt wurde und meine fremdsprachlichen Kenntnisse und musikalischen Fähigkeiten entwickelt habe, gleichzeitig mit der Natur sehr verbunden war. Ich habe anhand des Pflanzenbestimmungsbuchs von Linné sämtliche Pflanzen unserer Gegend kennengelernt. Bald nach dem Abitur bin ich in die Erzabtei St. Ottilien eingetreten und habe 1962 nach dem Noviziat meine ersten Gelübde abgelegt.

Danach sollte die Ewige Stadt meine neue Heimat werden. Nach dem Noviziat wurde ich mit zwei anderen meines Kurses zum Philosophiestudium an die internationale Benedik-

terer-Hochschule S. Anselmo geschickt. Dieses beendete ich 1965 mit dem Lizentiat und wechselte zu weiteren Studien nach München. Es war wichtig, in Rom zwei Kursgenossen und Freunde zu haben. Seit unserer Schulzeit und dem Noviziat lebten wir schon zusammen. Miteinander erkundeten wir die Stadt, besuchten in der Fastenzeit sämtliche 40 Stationskirchen, durchstreiften an den monatlichen freien Donnerstagen die Castelli Romani, bestiegen Berge. Mit den beiden Kollegen war ein Stück Heimat mit mir gewandert. Zwei Jahre später kamen noch drei weitere aus meinem Kurs dazu, um dort ihr Theologiestudium zu beginnen. Nur in den Sommerferien durften wir „nach Hause“, also nach St. Ottilien.

„Nur in den Sommerferien durften wir „nach Hause“...“

München mit der Ludwig-Maximilians-Universität und unserer Wohnung im Ottilienkolleg in der Königinstraße sollte wiederum Heimat werden. Hier konnten wir mehr Kontakt mit St. Ottilien halten. Es war die Zeit vielfacher Studien, der Theologie, der Philosophie und einiger Naturwissenschaften, weil ich mich in Naturphilosophie spezialisieren wollte. Ich habe noch das alte München des Karl Valentin erlebt mit der Trambahn 19 in der Neuhauserstraße. Gleichzeitig schrieb ich an meiner Promotion über das zyklische Weltmodell der Stoa. Weil aber mein möglicher Doktorvater Aloys Wenzl schon betagt war, zog ich es vor, sie in Rom einzureichen.

Meine Studien in München gingen abrupt zu Ende, weil der Ordinarius für Naturphilosophie von Rom an die Universität Salzburg gegangen

war und man dringend einen Nachfolger für dieses Fach und Wissenschaftstheorie brauchte. So wurde ich dorthin berufen und verbrachte erneut sechs Jahre in Rom, stärker auf unsere Hochschule konzentriert, zeigte aber Besuchern immer wieder die Stadt Rom. Diese Stadt mit ihrem besonderen Flair hatte mein Herz gewonnen. Ich besuchte auch das japanische Urasenke-Zentrum und kam mit dem Zen-Buddhismus in Kontakt und besuchte Konzerte der „Nuova Consonanza“. Anschließend saßen wir zu anregenden Gesprächen zusammen, bei einer Pizza oder auf einem Dach, einmal auch mit John Cage. Die Musiker besuchten öfters die Sonntagsmesse in S. Anselmo. Der Gregorianische Choral hatte es ihnen angetan. Von 1974-1977 war ich „Maestro di Canto“ unserer Gregorianik-Schola, mit der wir auch mehrere Konzerte außerhalb Roms veranstalteten. Nicht zu vergessen seien die kammermusikalischen Abende im Doppel-Klaustrium unseres Kollegs. Schon im Internat in St. Ottilien hatte ich Querflöte gelernt.

Damals glaubte ich, Rom würde nun für viele Jahre meine neue Heimat werden, vielleicht bis zu meinem Lebensende. Doch weit gefehlt: im September 1977 wurde mein Erzabt von St. Ottilien, Dr. Viktor Dammertz zum Abtprimas gewählt, und St. Ottilien brauchte rasch einen Nachfolger, weil die Generalversammlung der Kongregation von St. Ottilien anstand, der Klöster, die mit St. Ottilien verbunden sind, und deren Abtpräses damals der Erzabt von St. Ottilien war. Die Wahl am 10. Oktober 1977 fiel auf mich, und am nächsten Tag

eröffnete ich das Generalkapitel. Ich hatte von da an eine doppelte Leitungsaufgabe, die meines Klosters und die unserer weltweiten Kongregation. 23 Jahre hatte ich diese Aufgabe inne. St. Ottilien musste weiter entwickelt werden. Renovierungen fielen an, vor allem die unserer Klosterkirche. Ich wurde also noch mehr mit St. Ottilien verbunden. Die Wurzeln wurden dicker, könnte man sagen. Gleichzeitig schwärmte ich von dieser Heimat immer wieder in die Ferne aus. Ich war ja für das Wohl unserer Klöster in Afrika, Asien und Amerika verantwortlich, nicht zuletzt auch für die in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Ich öffnete unsere Kongregation für andere Länder. Ich machte Neugründungen auf den Philippinen, in Uganda, Sambia, Togo und Indien. Ich knüpfte wieder Kontakte mit unseren alten Missionsgebieten in China und Nordkorea und arbeitete partnerschaftlich mit der Diözese Jilin zusammen, baute dort auch ein Krankenhaus von 500 Betten, das heute über 1000 Betten zählt. Das ermutigte mich, auch nach Nordkorea unsere alten Bande zu knüpfen und ein Krankenhaus von 200 Betten zu erstellen, als soziales Zeichen christlicher Verbundenheit.

Im Jahr 2000 musste ich wieder nach Rom wechseln. Der Äbtekongress hatte mich gleich im ersten Wahlgang mit einer so hohen Mehrheit gewählt, dass ich nicht mehr Nein sagen konnte. So wurde Rom erneut meine Heimat, die ich schon gut kannte. Diesmal musste ich mich auf die Sanierung von S. Anselmo konzentrieren und als Großkanzler der Hochschule auf die Entwicklung eines neuen Strategieplans. Im Kol-

leg galt es, den Studenten aus 40 Nationen eine Art Heimat zu bieten, in der sie sich wohlfühlten. Gleichzeitig war ich gefordert, an den nationalen Versammlungen der Benediktiner und Benediktinerinnen teilzunehmen, von über 20.000 Mitgliedern. Ein Abtprimas hat zwar keine Rechtsbefugnisse über andere Klöster, soll aber doch den ganzen Orden zusammenhalten, die Kooperation unter den Klöstern fördern und das benediktinische Charisma in unserer Gegenwart konkret werden zu lassen. Ich bin unendlich viele Kilometer geflogen, einfach um bei meinen Brüdern und Schwestern präsent zu sein und mit ihnen zu diskutieren. In ihren Klöstern fühlte ich mich immer zuhause. Ihr Leben war von der Regel Benedikts geprägt wie mein Heimatkloster. 2008 wurde ich wieder in dieses Amt gewählt und 2012 nochmals. Als 2016 erneut die Wahl des Abtprimas anstand, bin ich nicht mehr als Kandidat angetreten, weil ich meinte, nach 16 Jahren brauche es neue Ideen und neue Energien und bin in mein „Heimatkloster“ St. Ottilien zurückgekehrt. Seither bin ich zu vielen Vorträgen unterwegs, versuche aber immer wieder nach St. Ottilien zurückzukehren, um hier zu schlafen und mit meinen Brüdern im Chor das Gotteslob zu singen und gemeinsam im Speisesaal zu essen. Dann fühle ich mich zuhause, zurück in meiner Heimat.

Ich habe bewusst meine Lebensstationen geschildert, weil sie verdeutlichen, was Heimat bedeutet, inmitten einer Präsenz rund um den Globus. Ich darf aber nicht meine allererste Heimat vergessen, dort wo ich geboren und aufgewachsen bin,

eine Heimat, die mich als Mensch grundlegend geprägt hat: Grönenbach, heute Bad Grönenbach im Allgäu. Viele Erinnerungen verbinden mich mit dem dortigen Ort und seinen Bewohnern. Dort bin ich geboren, dort habe ich die Volksschule besucht, aber auch meinen ersten Bezug zur Natur entwickelt, wenn wir als Kinder durch die Wälder gestreift sind. Es war vor allem die Gemeinschaft von Menschen, die meine Heimat ausgemacht haben.

Wir sind miteinander verwachsen. Auch wenn ich nicht oft in meine Heimat zurückkehren konnte, so bleiben wir doch bis zum heutigen Tag verbunden.

Noch in meiner Zeit als Erzabt haben mich die alten Menschen geduzt und ich sie gesiezt wie in früheren Zeiten. Alles bleibt mir vertraut. Ich habe 30 Jahre lang die Kinder von Bad Grönenbach gefirmt. Inzwischen hat mich meine Heimatgemeinde zum Ehrenbürger ernannt. Ich bin der Gemeinde noch so verbunden, dass ich auch zustimmte, dass mein Geburtshaus einem Parkplatz weichen musste. Es sind Menschen, welche die Gemeinsamkeit und Verbindung garantieren, nicht Steine. Die Mitschüler und Mitschülerinnen meiner Volksschule haben mich mehrfach in Rom besucht.

Heimat als Baum

Wenn ich nun auf die verschiedenen Verwurzelungen meines Lebens Revue passieren lasse, so kommt mir Heimat wie ein Baum vor, der immer mehr Ringe ansetzt. Von der Geburt bis zum heutigen Tage. Dieser

„Es war vor allem die Gemeinschaft von Menschen, die meine Heimat ausgemacht haben.“

Themenschwerpunkt

„Heimat-Baum“ gab mir aber auch die Kraft, mich nirgends in dieser Welt zu verlieren, wengleich ich oft auf verschiedenen Kontinenten war und manchmal den ganzen Globus umrundete. Wo immer ich hinkam, fühlte ich mich fast wie zuhause, auch wenn die Umgebung völlig fremd war. Wenn ich in Klöster kam, habe ich sofort mit der Gemeinschaft



gebetet, gegessen und mit ihr gelebt. Ich empfand es immer unangenehm – es ist selten vorgekommen –, wenn Nonnen mich separat essen ließen, weil sie selber bescheidener lebten. Gerade im Chorgebet habe ich überall meine Heimat gefunden. Es gehört ja ursprünglich zu mir, und ich betete die Psalmen viel lieber in der Gemeinschaft als privat im Flieger. Aber dieses Gebet ist für mich von St. Ottilien her eine Beheimatung. Dort finde ich zu Gott, dem Grund und Ziel meiner Existenz. Wo immer ich Eucharistie feiere, fühle ich mich ebenfalls zuhause. Gott ist meine umfassende Heimat. Glücklicherweise kann ich einige Fremdsprachen, so dass ich ohne weiteres fast überall mitbeten kann.

Allerdings bin auch ich kein völlig

vergeistigter Mensch, sondern trage immer ein paar Dinge mit mir, sozusagen ein Stück Heimat, so dass ich nie ganz in der Fremde bin. Es sind meine Kaffeewerkzeuge, mit denen ich mir den Kaffee gleich nach dem Aufstehen bereite, wenn ich meinen leichten Frühsport mache; es ist meine Querflöte, die ich täglich üben muss und mit der ich vielen Konventen auch das menschliche Herz zeigen konnte, nicht zuletzt meine Pfeifen, die ich zum Schrecken mancher seit über 40 Jahren rauche. Es waren die einzigen Dinge, die ich noch bei mir hatte, als ich ohne Koffer in Tokio am Flughafen gestrandet war, und nicht über die USA nach Kolumbien fliegen konnte. Es war ein kleines Stück Heimat. Oft trug ich auf meinem Rücken auch die E-Gitarre mit mir. Ich wollte ja in Übung bleiben. Auch das tägliche Üben versetzt mich in meine Heimat.

Aber es ist noch etwas anderes, was mir hilft, in der Fremde nicht verloren zu sein. Nach dem Krieg litten wir zuhause Not. Mein Vater war noch in englischer Gefangenschaft, wir hatten kaum zu essen. So ging meine Mutter mit mir zu Hamstern. Sie schob mich im Sportwagen, weil ich zu schwach war. Einmal pro Woche erhielten wir von einem Bauern einen halben Liter Milch und mussten dafür zwei Stunden zu Fuß gehen. Wir gingen auf die abgeernteten Felder und suchten nach liegen gebliebenen Ähren. Aus dem Korn wurde ein Kaffee gebraut, und aus dem Kaffeesatz ein Kuchen gebacken. Wir waren froh, irgendetwas auf dem Teller zu haben. Deshalb kann ich auch heute noch überall das essen, was auf den Teller kommt, seien es

Schlangen oder Hunde in China oder angebrütete Eier auf den Philippinen. Heimat, die befähigt, auch in der Fremde zu überleben. Hingegen denke ich an eine Gruppe Jungbauern aus dem Oberallgäu, denen ich bei meinem ersten China-Besuch 1985 in Peking begegnete. Einer von ihnen verweigerte jedes Essen. Er konnte nicht mehr. Ich riet seinen Kollegen, ihn sofort nach Hause zu schicken. Es gibt eben zwei Kategorien von Menschen. Die einen sagen: Was der Bauer nicht kennt, isst er nicht; die andern sind neugierig, wie das Neue wohl schmeckt. Ich gehöre zu den letzteren und fahre damit überall gut. Auch das ist eine Nachwirkung meiner heimatlichen Wurzeln.

So kann ich auch die Flüchtlinge gut verstehen, nicht zuletzt aus meiner Erfahrung mit den Mitbrüdern aus 40 Nationen in S. Anselmo. Die Flüchtlinge kommen hier an, im „Gelobten Land“, und merken auf einmal, dass alles anders ist als in ihrer Heimat, das Essen, die Gepflogenheiten, der tägliche Umgang miteinander, die Gleichheit von Mann und Frau, der andere Glaube oder die säkulare Welteinstellung. Alles ist anders als in ihrer Heimat. Sie haben nie an so etwas gedacht, sie wollten Schutz vor Verfolgungen, vor Kriegen, oder suchten eine wirtschaftliche Zukunft, die ihnen zuhause fehlten. Aber jetzt ist alles anders als sie ursprünglich erhofft hatten. Sie dachten, sie könnten bei uns Freiheit und ein besseres Leben finden und gleichzeitig ihre gesellschaftlichen und religiösen Vorstellungen weiterleben wie in ihren Herkunftsländern. Und auf einmal ist alles anders. Sie erleben einen Kulturschock, und um

wenigstens noch etwas von ihrer Heimat zu spüren, scharen sie sich in Gruppen zusammen. Übrigens tun das die Deutschen im Ausland auch. Sie gehen in ihre Clubs, um miteinander dieselbe Sprache sprechen und ihr deutsches geselliges Leben führen zu können. Wir alle hegen im Herzen zutiefst die Sehnsucht nach Heimat. Jüngst las ich auf der Autobahn die Aufschrift auf einem Lastwagen: „Fernweh hat Heimat: Freistaat Bayern“.

„Wir alle hegen im Herzen zutiefst die Sehnsucht nach Heimat.“

Deutschland von außen

Gleichzeitig ist während meiner Aufenthalte im Ausland mein Interesse für meine deutsche Heimat gewachsen. Nicht nur Bad Grönenbach, St. Ottilien oder München sind meine Heimat, sondern Deutschland überhaupt. In Italien empfand ich arrogante Äußerungen deutscher Politiker gegenüber Italien immer peinlich. Italiener sind da sehr sensibel. Sie schimpfen viel über ihre eigenen Politiker, aber tue ich dasselbe, dann trete ich ins Fettnäpfchen. Die Italiener haben eine andere Lebensweise, ihnen sind andere Dinge wichtiger als die Arbeit und der Fleiß. Verträge werden zwar auch am Konferenztisch erarbeitet, doch am Ende findet alles bei einem ausgedehnten Mittagessen statt. Es läuft eben anders als bei uns. Meine Mitarbeiter verhandelten die Details eines Vertrags, während ich mich mit dem Chef des Kulturamtes über den Komponisten Boccherini unterhielt. Es sind andere Werte, welche eine Gesellschaft bestimmen. So sah ich immer Deutschland aus einem anderen Blickwinkel

und akzeptierte 2006 die Bitte des Rowohlt-Verlags, ein Buch über Deutschland zu schreiben: „Worauf warten wir? Ketzerische Gedanken zu Deutschland“, ein Buch, über die Neigung von uns Deutschen zur Bevormundung und Staatshörigkeit, über die Notwendigkeit der Eigenverantwortung. Es ist eben der Blick auf meine Heimat aus der Position eines Mannes, der so viel im Ausland gelebt hat. Ein weiteres Buch nach meiner endgültigen Rückkehr nach Deutschland lautete „Schluss mit der Angst. Deutschland schafft sich nicht ab“, in zweiter Auflage erschienen mit dem positiven Untertitel „Wir können mehr als wir glauben.“ Die Geschehnisse in Deutschland konnten mir nie gleichgültig sein. Ich schrieb es nach meiner Rückkehr in mein Heimatkloster. Denn Deutschland war und ist meine Heimat. Zum Deutschen wurde ich unter anderem gemacht, als mir ein Italiener bei einem Film über das Dritte Reich nachrief: „Ihr habt immer noch das braune Blut in den Adern.“

In der Fremde erfahren wir, wer wir sind, fast wie in einem Spiegel. Wir sehen auf die andern und sehen doch uns. Wir können einfach nicht durch den Spiegel durchblicken wie durch transparentes Glas. Deutsch bin ich immer geblieben, selbst wenn ich mich noch so sehr an andere Kulturen angepasst habe. Ich habe Italienisch gelernt, bis hin zum römischen Dialekt, und bin doch immer bei Gesprächen und Verhandlungen darauf gestoßen, dass ein Italiener anders denkt als ich. Wir legen Wert auf Sachlichkeit und Effizienz, die anderen auf menschliche Beziehungen und Freundschaften. Von daher ver-

stehe ich die Probleme der Flüchtlinge, die zu uns kommen. Sie sind sich der Fremdheit überhaupt nicht bewusst, wenn sie sich auf die beschwerliche Reise machen, und erleben dann einen Kulturschock. Eine Palästinenserin wurde von einer Familie aufgenommen, zog sich aber in ihrer Verschleierung total zurück auf ihr Zimmer. Die fremde Kultur lehnte sie ab. Ihre eigene sei nun mal ihre Identität, von der sie nicht lassen wolle. Jeder, der in ein fremdes Land fährt, ist sich zwar bewusst, dass es dort anders zugeht, er möchte aber doch seine grundlegenden Verhaltensweisen, die ihm in Haut und Knochen stecken, nicht preisgeben. Amerikaner, die in S. Anselmo lebten, wunderten sich, dass der American Way of Life eben nicht universal gültig ist. Wir meinten ja auch mal, am deutschen Wesen müsse die ganze Welt genesen, und schwingt das nicht unterschwellig bei manchem Blick auf das Ausland heute noch mit? Bei der ganzen Flüchtlingsproblematik bedenken wir viel zu wenig den Kulturschock, dem diese Menschen ausgesetzt sind. Wenn Freundschaften zwischen Ehrenamtlichen und Flüchtlingen wachsen, gelingt es am ehesten. Die Sehnsucht nach der Heimat aber wird bleiben, selbst wenn es ihnen dort wesentlich schlechter geht. Deshalb versuchen junge Männer aus Afrika wenigstens über das iPhone mit ihren Familien in Kontakt zu bleiben. Die Heimat gibt ihnen eine klare Identität, selbst in der Fremde. Sie werden sich in der Fremde ihrer Identität bewusst, auch wenn sie noch so offen aufgenommen werden und ihrerseits bereit sind sich anzupassen.

Wir sehnen uns nach Geborgenheit, und die finden wir in unserer Heimat. In der Heimat ist uns alles vertraut, die Landschaft, die Wohnung, die Angehörigen und Freunde, hier in St. Ottilien sind es meine Mitbrüder, unser Kloster, meine Kirche mit dem markanten gotischen Turm, die ganze Anlage, unsere Angestellten und Schüler, die mir diese Geborgenheit und Vertrautheit schenken.

Diese Geborgenheit gibt uns auch die Kraft zur Offenheit für fremde Kulturen und Werte. Wir lernen sie schätzen. Das Fremde ist dann kein Hindernis, es wird zur Bereicherung. Ich brauche keine Abschottung zur Bewahrung meiner Identität, Identität bedeutet auch Sein mit anderen. Das gilt im kleinen Bereich in der Familie, im Kreis der Freunde, und genauso auch beim Leben mit Fremden. Ich verliere meine Identität nicht, sondern sie stellt einen Mosaikstein im großen Mosaik dar. Erst im Miteinander kommt auch unsere eigene Identität zum Tragen.

Die letzte Geborgenheit finde ich allerdings nicht auf dieser Erde, und sei mein Umfeld noch so harmonisch. „Wir sind nur Gast auf Erden und wandern ohne Ruh‘ mit mancherlei Beschwerden der ewigen Heimat zu,“ singen wir seit 1935 im bekannten Kirchenlied von Georg Thurmair und Adolf Lohmann, im Anklang die Worte der Bibel: „Wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern wir suchen die künftige“ (Hebr 13,14). „Unsere Heimat ist im Himmel“ (Phil 3,20), schreibt Paulus an die Gemeinde von Philippi.

Wir Mönche nehmen etwas von dieser Heimat vorweg, wenn wir in der Komplet, dem letzten Gebet

des Tages, singen: „In Deine Hände, Herr, empfehle ich meinen Geist“ (vgl. Ps 31,6). Das Psalmengebet in meiner Gemeinschaft gibt unserem Leben Halt und Zuversicht. Wir werden verwurzelt in dem, von dem wir herkommen, und auf den wir zugehen. Wir erfahren den umgreifenden Horizont unserer Existenz. Deshalb bezeichne ich mich mit dem Kreuz, wenn der Flieger abhebt oder wenn ich ins Auto steige. Ich weiß mich geborgen in Gott. Selbst wenn mir etwas zustoßen sollte, werde ich in seiner Hand landen. Diese Heimat nimmt mir die Angst und schenkt mir Gelassenheit.

HEIMAT THEOLOGISCH

Prof. Dr. Manfred Gerwing

Lehrstuhl für Dogmatik und Dogmengeschichte



Univ.-Prof. Dr. Manfred Gerwing, geb. 1954 in Havixbeck bei Münster i. Westf., studierte u.a. Katholische Theologie, Philosophie, Geschichte und Latein in Münster und Bochum, war zunächst Gymnasiallehrer an dem renommierten BMV-Mädchengymnasium in Essen, promovierte 1985 zum Thema Spiritualität des Spätmittelalters (deutsche Mystik). Die Arbeit wurde 1988 in Frankfurt a.M. mit dem Fritz-Theodor-Epstein-Preis (Preis für hervorragende Dissertationen) ausgezeichnet. Im Jahre 1990 wurde er am Ehe- und Familieninstitut in Kerkrade (NL) zum ordentlichen Professor für die Theologie von Ehe und Familie ernannt und habilitierte sich 1995 an der Ruhr-Universität Bochum im Fach Dogmatik und Dogmengeschichte mit einer Studie über das Ende der Zeit (Eschatologie). Von 2003–2018 Leiter des Instituts für Lehrerfortbildung (Essen-Werden) und seit SoSe 2003 ordentlicher Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte an der Theologischen Fakultät der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt.

Der Begriff „Heimat“, so Alfred Delp, Mitglied des Kreisauer Kreises im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, „steht in einer tiefen und ursprünglichen Beziehung zu Religion.“ (Delp 1940: 287f.). Die hier zur Sprache gebrachte Beziehung ist zugleich der Grund dafür, dass „Heimat“ auch und gerade theologisch zu bedenken ist.

Ausschlaggebend ist das, worum es in den Religionen überhaupt geht: um die Frage nach dem Heil.

Mit „Heil“ wiederum ist im religiösen Kontext eine letzte, durch nichts mehr zu relativierende Geborgenheit gemeint. Alle Religionen, nicht zuletzt die monotheistischen Weltreligionen, versuchen diese Frage zu beantworten: Wie gewinnt der Mensch bzw. die Schöpfung insgesamt das Heil? Wie und wodurch findet der Mensch heim zu einer letzten unüberbietbaren Geborgenheit und Sicherheit? Wie und wodurch wird der Mensch „heilig“?

Das Christentum beantwortet diese Frage nach dem Wohin des Menschen mit Hinweis auf seinen Ursprung. Religio wird dabei wörtlich als Rückbindung des Menschen auf seine ihn ursprünglich ins Dasein rufenden Kräfte verstanden. Es sind zugleich die, die ihn tragen, aus denen er lebt und worauf hin er letztlich unterwegs ist. Die Rückbindung (religio) des Menschen auf seine ihn tragenden Gründe finden ihre letzte Tiefe, ihren eigentlichen Anhalt, so die Auskunft der christlichen Religion, einzig und allein in Gott.

„Ursprung und Urgrund von allem ist Gott, ewig vor allem, unwandelbar in allem, lebendig in sich, ehe die Zeiten wurden. Ohne Ursprung war er einziges, einfaches, ewiges und wahres Wesen, keine Gegensätze, keine Vermischung, kein Übergang, kein Mangel, kein Tod, höchste Einheit, hohe Einsicht, höchste Beständigkeit, hohe Kraft, höchste Fülle, höchstes Leben.“ (Anonymus erste Hälfte des 12. Jh.: Clm 5997, fol. 1r)

Im Christentum ist dieser Gott dreifaltig einer. Er ist der Gott dreifaltiger Liebe: der Vater, der Sohn, der Heilige Geist. In ihm „leben wir, bewegen wir uns, sind wir“, wie Paulus auf dem Areopag in Athen verkündete (Apg 17,28). „Der Vater ist ursprungsloser Ursprung, der Sohn Ursprung aus dem Ursprung, der Heilige Geist ist Ursprung, der von beiden ausgeht, keineswegs aber drei Ursprünge, sondern ein einziger Ursprung.“ (Konzil von Florenz 1442: DH 1331.)

Das Christentum gibt Auskunft darüber, wie dieser Weg zurück zu Gott gelingen kann. Es ist der Glaube an Jesus Christus. Er führt uns zurück

zum „Vater unser im Himmel“. Der Rückweg zu Gott ist damit ein Heimweg, ein Weg zurück in die Heimat, von der man ursprünglich ausgegangen ist. „Unsere Heimat aber ist im Himmel, von woher wir auch den Retter erwarten, den Herrn Jesus Christus“ (Phil 3,20).

Der Hinweis auf Paulus macht deutlich, wie Christen diese Frage nach dem Heimgang beantworten: Keine geschaffene Qualität reicht jemals aus, diese Heimat, die Gott selbst ist, zu ermöglichen oder auch nur von sich aus zu finden. Keine menschliche Leistung, keine Askese, kein menschliches Opfer reicht aus, uns die Heimat in Gott selbst zu beschaffen, die Gemeinschaft mit Gott zu begründen. Wir können uns nicht in Gott hineinasketisieren, hineinopfern, schon gar nicht hineindenken, hineinphilosophieren. Wo immer diese Einsicht fehlt, verkommen alle Religionen, auch die christliche, zu Magie und Aberglauben. Die himmlische Heimat ist das, „was kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist“. Heimat ist das, was „Gott denen bereitet, die ihn lieben“ (1 Kor 2,9).

Die christliche Botschaft besagt: Wir haben Gemeinschaft mit Gott; und zwar so, dass die absolute Größe und Höhe Gottes gewahrt bleibt. Wir Menschen sind in eine Liebe Gottes aufgenommen, die sich nicht abhängig macht von unserer Liebe, von unserem Wohlverhalten. Die Liebe Gottes, in die hinein wir aufgenommen sind, ist eine Liebe, die sich wiederum auf Gott selbst bezieht. Wir sind aufgenommen in die dreifaltige Liebe Gottes: in die Liebe

zwischen Vater und Sohn, die der Geist ist. Die Heimat des Menschen ist der dreifaltige Gott selbst. Er ist der „Raum“, in den hinein wir aufgenommen sind.

Welche Kraft dieser christliche Glaube Menschen in hiesiger Existenz zu geben vermag, belegt exemplarisch das jüngste Buch von Rudolf C. Grill.¹ Er berichtet, theologisch reflektiert, wie es seiner Familie ergangen ist, als sie 1946 im Zuge der Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei ihre angestammte Heimat verlassen musste. Es ist ihr stattlicher Bauernhof im Böhmerwald, genauer: in Tichtihöfen. Seit Generationen war der Hof mit seinen mindestens 80 Hektar Ackerland und Wald im Besitz der Familie. Jetzt müssen sie ihn verlassen. Die Eltern stehen mit ihren neun Kindern vor dem Herrgottswinkel. Sie beten. Sie bitten Gott, er möge sie begleiten und führen. Das letzte Vater Unser beten sie ausdrücklich für ihre Vertreiber. Auch ihnen möge Gott beistehen.

Geschildert wird sodann, wie die gläubige Familie Grill die Tortur überlebte. Sie fand zunächst in Wasseralfingen, Baden-Württemberg, ihre neue Heimat. Von 1946 bis 1953 kamen sie in einem Barackenlager auf dem Kappelberg unter. Inzwischen zählte die Familie zwölf Personen. Sie lebten in vier kleinen Räumen auf rund 60 Quadratmetern. Der christlich-katholische Glaube hält die Familie zusammen, schenkt immer

wieder Hoffnung und lässt dankbar sein. Im Sommer durfte die Familie ein Eigenheim in der Mozartstraße beziehen.²

Der Umzug in das Eigenheim wird nach der Vertreibung aus dem Böhmerwald als Neuanfang erlebt, als Chance auch, den christlichen Glauben in der Fremde weiterzugeben. Dazu gehört auch, sich ein Heim zu schaffen und „in dieser Fremde“ heimisch zu werden, sich also zu integrieren. Der christliche Glaube gibt der Familie Grill die Kraft dazu. Sie wissen sich in Gott geborgen. Ihre Heimat ist der Himmel. Ihr neues Heim verstehen sie als Hinweis auf diese himmlische Heimat, auf den Himmel. Familie Grill lebt das, was das Zweite Vatikanische Konzil mit Rückgriff auf die frühen Christen „Hauskirche“ (LG 11,2) genannt hat und schafft gerade so Heimat, „ein Stück Himmel auf Erden“.

Was hier geboten wird, spricht an, berührt und gibt zu denken. Eine deutsche Familie aus dem Böhmerwald erzählt das Schicksal ihrer Vertreibung. Es trifft sie hart. Sie verlieren ihre Heimat. Sie antworten nicht mit Hass und üben keine Vergeltung. Sie beten für ihre Vertreiber und sehen in allem, was geschieht, letztlich Gottes Fügung und Führung. Sie wissen sich in Gott geborgen. Er führt sie heim und gibt ihnen neue Heimat.

¹ Grill, Rudolf C.; Kaletta, Erna: Schicksal? Oder doch Gottes Führung? Aachen 2018.

² Zum historischen Hintergrund vgl. Seibt, Ferdinand: Deutschland und die Tschechen. Geschichte einer Nachbarschaft in der Mitte Europas. München/Zürich 21995, 359-370.

Literatur

Anonymus: Sententiae. Clm 5997, fol. 1r (erste Hälfte des 12. Jh).

Delp, Alfred, Heimat, in: Stimmen der Zeit 137 (1940) 281f.

Konzil von Florenz: Dekret für die Jakobiten (1442), DH 1331.

HEIMAT: WAS (WO) IST DAS? – EINE TRAUMDEUTUNG

Prof. Dr. Dr. Erwin Möde

Lehrstuhl für Christliche Spiritualität und Homiletik



Prof. Dr. Dr. habil. Erwin Möde (geb. 1954, Landshut) ist Theologe und Psychologe (Schwerpunkt klinische Psychologie/Psychotherapie) seit 1998 ist er Ordinarius am Lehrstuhl für Christliche Spiritualität und Homiletik sowie (seit 2012) ständiger kommissarischer Leiter des Lehrstuhls für Pastoraltheologie und Pastoralpsychologie. Sein Forschungsinteresse zentriert sich interdisziplinär auf Persönlichkeitsbildung vor dem Hintergrund von Anthropologie-Psychotherapie-Seelsorge.

Als zum Adventsbeginn seitens des ZFG die Anfrage an mich kam, ob ich meinen kleinen Beitrag zum großen Thema „Heimat“ verfassen wollte, sagte ich spontan zu. Tagsüber fiel mir unter den mannigfachen Arbeitsthemen wiederholt die Frage ein: Heimat, was (wo) ist das? Die Frage war im Tagesverlauf unschwer wegzudenken. Gleichwohl begleitete sie mich in die Nacht. Angeregt durch die vage Themenvorgabe „Heimat“, träumte ich im Nachtschlaf meinen Traum vom Zuhause. Ein Traum, der mich emotionalisierte; der mir nachhaltig in Erinnerung bleibt.

Es träumte mir, dass ich – nunmehr 64-jährig – jugendlich beschwingt das Gartentürchen öffnete und in Windeseile durch den grünen

Vorgarten in der Küche unseres (Eltern-)Hauses ankam. Meine Mutter und Großmutter standen am Herd. Sie backten soeben Apfelküchlein, empfingen mich mit zugewandten Gesichtern, freudig und fragend. Ich stand am Esstisch. Meine Mutter fragte mich, ob ich gleich wieder weg müsse, hinauf in mein Studierzimmer; oder ob ich noch bleiben könne, um mit ihnen die frischen Apfelküchel zu essen? Meine Schwester war plötzlich seitlich auch im weitläufigen Raum. Mit euphorischer Freude sagte ich zu: Ja, jetzt sei ich wieder Zuhause und jetzt hätte ich gut Zeit mit ihnen die frischen Mehlspeisen zu essen. So etwa sprach ich. Sie freuten sich, reichten sie mir; ich griff vorsichtig danach – und erwachte.

Sofort mit dem Aufwachen in der dunklen Novemberrnacht und alleine in der Wohnung kam wie ein Schreck Trauer über mich: Es war – so erkannte ich – nur ein (Wunsch-) Traum von einem Zuhause, das bereits vor fast 50 Jahren erlosch. Diese Erkenntnis wurde mir also zunächst schmerzlich bewusst. Dann aber fiel mir das Tagesgeschehen, das ZFG und (als stiller Begleiter) die Frage ein: Was (wo) ist Heimat? Der Traum kreierte in mir seine Spur von Antwort. Im Traum dramatisierte sich mein Kernstück von Heimat, nämlich mein Zuhause. Der Kernbereich dieses damaligen, familiären Zuhauses war die Küche und in der Küche der Herd mit der (Groß-)Mutter. Wie zeitlos und zugleich präzise dieser Traum sich doch artikulierte: Die drei Generationen der damals dort lebenden Familie, repräsentiert durch die weibliche Linie von Großmutter, Mutter, Schwester. Wir vier standen zentral gruppiert um den Herd, befasst mit backen und ernähren.

Im Folgenden möchte ich der Traumspur folgen, d.h. den Traum als bedeutsam verstehen für Heimatgefühl und „Heimat“: Dieser Traum führte den Träumenden nicht nur zeitlich 45 Jahre zurück, sondern hinein in einen zentralen, substanziellen Beziehungs-, Lebens- und Entwicklungsbereich von Familie, Kindheit und Jugend. Dieser Kernbereich des sich herausbildenden Lebens des Träumers repräsentiert sich zeitlos in der illusiven Aktualität des Nachttraums. Der französische Psychiater J. Lacan verwies gerne auf den Gleichklang der Worte „femme“ (Frau) und „fame“ (Hunger). Ursprünglich ist es die Frau als Mutter, die den

Hunger des Kleinkindes stillt, wozu sie früher Herdfeuer („feu“) benötigte: Femme – fame – feu, diese Drei prägten schon die Entwicklung des steinzeitlichen Träumers. Das originale Entwicklungsmilieu mütterlicher Nahrung, Bindung und Identifikation dramatisiert sich um die Achse von: Weib – Hunger – Feuer. Diese Urrealität menschlicher Primärentwicklung taucht aus dem Unbewussten auf in der (Traum-)Sequenz von: heißem Herd – (Groß-)Mutter und Apfelküchlein, die Nahrung und liebende Zuwendung symbolisieren. Gemäß kindlicher Bedürfnisse (nach Nahrung und Liebe) offeriert der Traum so etwas wie die „Fülle des Lebens“; ein Zuhause ohne Mangel; einen Ort, wo keine Sehnsucht aufkommt nach: weg und anderswo, nach fort und mehr. Damit liefert der Traum archaisch-frühkindliche Wunscherfüllung. Tiefste, erste Lebenssehnsucht befriedigt er für Kind, Mensch und erwachsenen Träumer. Daher wird auch seine hohe emotionale Besetzung ableit- und verstehbar.

Der Traum erzählt im Traumgeschehen dem Träumer vom Ort des nährenden Guten in Liebe und Gemeinschaft. Der Ort dieses Traumes ist eine Utopie (utopos = Nirgendwo), die vom Träumer als real erlebt wird als eigener (familiärer) Geschichtsort des Guten. Dieser Ort des unbedingt Guten ist selber – in der Empfindung des Träumers – unbedingt gut. Für diesen Ort, zu dessen Bezeichnung, gibt es die Signifikanten: Zuhause, Daheim, Heimat.

Das hier analysierte, traumnahe Gefühl des: hier ist alles gut; eben dieses mangellose „all good“ des Daheims, wird ubiquitär im

Themenschwerpunkt

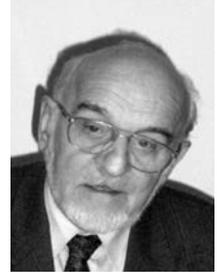
Heimatgefühl. So wird verständlich, wie radikal affektgeladen der Begriff „Heimat“ ist. Bereits Cicero gab diesem Gefühl von Heimat bzw. Mutterland/ Vaterland die Worte: *Patria est, ubicumque bene* (Tusc. 5,37). Daraus wurde später der römische Spruch: *Ubi bene, ibi patria*.

Diesen Sinnspruch in seiner Lebentiefe zu verstehen, half mir der Traum: vom Daheim, von der Heimat als dem Ort des unbedingt guten Lebens. Ist also „Heimat“ dort, wo dieser Traum im Tagtraum empfunden, externalisiert und übertragen werden kann? Was ist Heimat, wenn nicht die örtliche und geschichtliche Vorgabe für: *Ubi patria, ibi bene*?

REZENSIONEN

FAMILIENPOLITIK

Franz-Xaver Kaufmanns Beitrag zu ihrer sozialwissenschaftlichen Fundierung



Prof. em. Dr. Bernhard Sutor
Ehrendirektor des ZFG

1978 Ruf auf den Lehrstuhl für Didaktik der Politischen Bildung und Sozialkunde an der Geschichts- und Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät der Kath. Universität Eichstätt; 1985 Erweiterung des Lehrstuhls um Sozialethik; 2005-2008 leitete er an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt das Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG). Ehrenamtlich engagierte er sich in verschiedenen Gremien und Institutionen des kirchlichen Lebens, wie beispielsweise von 1986 bis 1994 als Eichstätter Diözesanratsvorsitzender und von 1993 bis 2001 als Vorsitzender des Landeskomitees der Katholiken in Bayern.

Wer kompetent über Familiensoziologie und Familienpolitik mitreden will, kommt an Franz-Xaver Kaufmann nicht vorbei. Von den 1970er Jahren bis in die Gegenwart hat Kaufmann die Diskussion auf diesem Feld maßgeblich mitbestimmt. Er hat die wissenschaftliche Diskussion fundiert und bereichert, die Politik mit deutlicher Kritik begleitet. Es ist deshalb höchst verdienstvoll, dass Tilman Mayer den vorliegenden Sammelband herausgebracht hat, der Entwicklung und Schwerpunkte der Forschungen Kaufmanns präsentiert. Der Band enthält 19 Aufsätze und Abhandlungen Kaufmanns von 1975 bis 2008, die Mayer gemeinsam mit

dem Autor ausgewählt hat. Zu jedem Beitrag gehört das seinerzeitige Literaturverzeichnis. Im Anhang folgt ein Curriculum Vitae des Autors und ein Verzeichnis seiner Beiträge zur Thematik. Eine 13seitige Einführung des Herausgebers führt in den Zusammenhang der ausgewählten Beiträge ein. Diese sind in vier thematische Teile gegliedert: Bevölkerung, Familie, Familienpolitik, Generationen und Sozialstaat.

Fachleute der Familiensoziologie braucht man Franz-Xaver Kaufmann nicht vorzustellen. Für andere Leser hier nur ein paar Hinweise zu seiner Person. Kaufmann ist gebürtiger Schweizer, wurde 1960 in St.

Gallen promoviert mit einer Arbeit, die bereits sein wissenschaftliches Interesse signalisierte: Überalterung und ihre sozialen Auswirkungen.

Seit 1968 war Kaufmann Professor für Sozialpolitik und Soziologie in Bielefeld, wo er am 1980 gegründeten Institut für Bevölkerungs- und Sozialpolitik dessen Forschungen maßgeblich geprägt hat. Darüber hinaus war er vielfältig in Beratungsgremien tätig und gehörte von 1991 bis 1994 der Sachverständigenkommission für den 5. Familienbericht der Bundesregierung an. Vermerkt sei hier auch, dass er 1994 ein Jahr lang als Inhaber der Otto-von Freising Gastprofessur der Katholischen Universität in Eichstätt gelehrt hat.

Eine Gesamtcharakteristik der Beiträge kann zunächst auf Titel und Untertitel des Sammelbandes hinweisen. Sie machen bereits die Spannweite der Fragen und Themen deutlich, mit denen sich Kaufmann Zeit seines Forscherlebens beschäftigt hat. Bevölkerungswissenschaft, Familiensoziologie und Familienpolitik sowie Probleme des Sozialstaats hat er in vielen Einzeluntersuchungen, aber immer in ihrer Interdependenz erforscht. Theoretisch und methodisch ist er makrosoziologisch orientiert und schärft gerade dadurch den mikrosoziologischen Blick auf Familie als Kleingruppe in ihrer Abhängigkeit von gesellschaftlichen Wandlungsprozessen und Strukturen. Aus der Verbindung von soziologischer Theorie und Empirie begründet er mit wachsendem Nachdruck deutliche Folgerungen und Forderungen für Familienpolitik im heutigen Wohlfahrtsstaat, wobei er klar unterschei-

det zwischen wissenschaftlichen Befunden, normativen Wertungen und politischen Vorschlägen. Manche Formulierungen seiner Befunde sind im familienpolitischen Diskurs zu Standardformeln geworden, so die „strukturelle Rücksichtslosigkeit“ der modernen Gesellschaft gegenüber Familie und „Nachwuchssicherung als Investition in das Humanvermögen“ der Gesellschaft.

Dabei verdient besonders vermerkt zu werden, dass der engagierte Katholik Kaufmann jenseits der ideologischen Grabenkämpfe zwischen konservativer Verteidigung der herkömmlichen Familie und ihrer liberal-emanzipatorischen Infragestellung mit realistischem Soziologeblick auf das Wohl der Familie in der Gesellschaft zielt. Seine nüchterne Grundfrage lautet: Was schuldet Gesellschaft der heutigen Familie in allen ihren Formen, angesichts ihrer Gefährdungen wie ihrer funktionalen Unentbehrlichkeit? In der Sprache des Soziologen nennt Kaufmann selbst in einem der Aufsätze (2007) als seine bevorzugten familiensoziologischen Themen die „Frage nach den institutionellen Bedingungen des Familienlebens und ihres Wandels, die Interpretation von Familie als gesellschaftlichem Teilsystem, die Frage nach den politischen Möglichkeiten und Restriktionen der Einflussnahme auf Familienentwicklungen im Sinne gesellschaftlicher Nachwuchssicherung“ (S. 181).

Die Beiträge des Sammelbandes entwickeln gleichsam ein „Thema mit Variationen“. Frühe Fragen und Gedanken werden später wieder aufgenommen, weitergeführt, durch neue Aspekte ergänzt und vertieft, auch

quer zum jeweiligen Hauptaspekt der vier schon genannten Teilbereiche. Es scheint mir deshalb sinnvoll, ebendies in Bezug auf die vier Kapitel zu verdeutlichen. Dem eiligen und an fachwissenschaftlicher Vertiefung weniger interessierten Leser sei empfohlen, vor allem den letzten Aufsatz des Bandes zu lesen, in dem Kaufmann 2008 in geraffter Form seine Positionen und Forderungen zu einer Politik für „Eltern und Kinder in den Spannungsfeldern gefährdeter Sozialstaatlichkeit“ darstellt.

1. Bevölkerung und Demokratie

„Bevölkerungspolitik“ war in Deutschland nach den ideologisch-rassistischen Verirrungen des Nationalsozialismus tabuisiert. Einen gebürtigen Schweizer konnte das nicht daran hindern, sich wissenschaftlich mit Fragen der Bevölkerungsentwicklung, ihren Folgen und den Möglichkeiten ihrer politischen Beeinflussung zu beschäftigen. Für Kaufmann blieb das immer eine Hauptfrage seiner Forschungen. Seine Beiträge dazu sind allerdings geprägt von grundsätzlicher Skepsis gegen die Annahme, Bevölkerungszahl und Bevölkerungsentwicklung seien politisch planbar. Der Soziologe Kaufmann weiß, dass die Fragen weiter und anders gestellt werden müssen, nämlich nach den bevölkerungsrelevanten ökonomischen und gesellschaftlichen Bedingungen. Politik kann versuchen, diese Bedingungen zu beeinflussen, kann aber das generative Verhalten der Menschen nicht steuern. Der Versuch dazu wäre freiheitswidrige Manipulation,

weshalb Kaufmann eine „natalistische Familienpolitik“ für verfehlt hält.

In makrosoziologisch-historischer Sicht ist andererseits wichtig, dass Kaufmann mit anderen Soziologen gemeinsam die „Theorie vom demographischem Übergang“ für nicht haltbar erklärt; die Vorstellung nämlich, dass sich nach dem rasanten Geburtenrückgang in Folge der industriellen Revolution im 19. Jahrhundert die Geburten- und Sterberate auf niedrigerem Niveau wieder auf ein Gleichgewicht einpendeln würden. Der zweite tiefe Einbruch der Geburtenrate in allen Industriegesellschaften seit Mitte des 20. Jahrhunderts hat diese Annahme endgültig widerlegt. Kaufmann wendet sich auch gegen die Meinung, ein Bevölkerungsrückgang könne wohlstandssteigernd wirken. Dagegen begründet er die These, das „demographisches Altern“ der Gesellschaft mindere ihre human-sozialen und ökonomischen Ressourcen. In diesem Zusammenhang führt er später das Konzept „Humanvermögen“ ein, das über den ökonomisch akzentuierten Begriff Humankapital hinaus die human-sozialen und kulturellen Leistungspotenziale meint, auf deren Reproduktion die Gesellschaft in allen ihren Bereichen angewiesen ist. Deshalb betont er mehrfach, nicht die Zunahme alter Menschen sei das Problem des demographischen Alterns, sondern der Nachwuchsmangel; das Fehlen eines ausreichend qualifizierten Nachwuchses beeinträchtigt die Leistungsfähigkeit aller sozialen Systeme.

In der Frage nach möglicher politischer Gegensteuerung wird für Kaufmann dann zunehmend wichtig

der Zusammenhang von Sozialpolitik/Wohlfahrtsstaat und Bevölkerungsprozess. Für die Familienpolitik fordert Kaufmann in diesem Kontext schon 1983, sie solle sich nicht so sehr auf Geburtenrate und Nettoerzeugungsziffern richten, sondern auf die ökonomisch-gesellschaftlichen Lebensbedingungen für Familien insgesamt. Es geht ihm um die Entwicklungschancen von Familien und damit um die Attraktivität familiärer Karrieren in Konkurrenz zu anderen, weshalb er damals bemerkt, die eigenständige soziale Sicherung der „Familienfrau“ sei relevanter als eine Anhebung des Kindergeldes. Das scheint ein situationsbezogenes Detail, gehört aber zu seinen Gesamtvorstellungen von Familienpolitik, die er aus dem Zusammenhang von Familie und Modernität entwickelt und begründet.

2. Familie in moderner Gesellschaft

Kaufmanns makrosoziologische Perspektive richtet sich auf die Gesamtheit familiärer Lebensformen unter den Bedingungen moderner Gesellschaft. Deren funktionale Differenzierung, d. h. die Herausbildung spezialisierter Bereiche mit ihren eigenen Handlungslogiken, drängt die Familie im Unterschied zur vormodernen, agrarisch-handwerklichen Gesellschaft gleichsam an den Rand des Geschehens; sie wirkt desintegriert (René König). Ihr Verlust von ökonomisch-sozialen Funktionen heißt aber nicht, dass sie gesellschaftlich zu einem funktionslosen Privatbereich geworden wäre. Kaufmann legt größten Wert darauf zu zeigen, dass auch

heute Familie als gesellschaftliches System eigene Funktionen erfüllt, die für die Gesellschaft unentbehrlich sind, vor allem die Reproduktion/Sozialisation von Nachwuchs sowie die Entwicklung emotional fundierter Solidarität und Persönlichkeitsstabilisierung. Deshalb verbindet er die makrosoziologische Betrachtungsweise theoretisch-methodisch mit sogenannter Mehrebenenanalyse, die empirisch die Familie als Kleingruppe, den Wandel der Leitbilder von Familie auf der institutionellen Ebene und Familie als ausdifferenzierten Funktionsbereich auf der Systemebene begreift.

Historisch legt Kaufmann Wert auf die Feststellung, dass Familie im Modernisierungsprozess und gerade auch durch diesen auch neue Stabilität gewonnen habe, nämlich als Kernfamilie (Ehepaar mit Kindern), rechtlich fixiert als „Hausfrauenehe“. Diese „Normalfamilie“ hat bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts, zumal auch angesichts politischer Katastrophen, enorme Leistungen erbracht, was freilich schon damals nicht Unwandelbarkeit und Konfliktlosigkeit bedeutete. Aber vor der Analyse von Krisenerscheinungen steht bei Kaufmann deshalb eine Erfolgsgeschichte der modernen Familie.

Die kulturelle Liberalisierung, der Ausbau des Bildungssystems, die Vielfalt der Optionen in der Wohlstandsgesellschaft, insbesondere die neuen Möglichkeiten weiblicher Biographien lösen auf der rechtlichen Basis der Gleichheit von Mann und Frau diese „Normalfamilie“ zunehmend auf. Partnerschaft, Ehe und Elternschaft werden zu Fragen der Wahl, zu Optionen neben anderen,

und erweisen sich heute als eine in spezifischer Weise verantwortungsvolle Lebensform, zugleich als kostspielig angesichts der strukturellen Rücksichtslosigkeit der modernen Gesellschaft gegenüber Familie.

Diese Rücksichtslosigkeit ist bei Kaufmann keine moralische Kategorie der Anklage, sondern ein soziologischer Befund. Eine Familie zu gründen und Kinder zu haben ist Sache persönlicher Entscheidung, insofern zunächst „private“ Angelegenheit. Das marktwirtschaftliche System honoriert individuelle Leistung; Wohlstand hängt von Kaufkraft ab; politischer Einfluss von organisierten Interessen; politisches Stimmrecht ist Individualrecht; Beiträge und Leistungen der gesetzlichen Sozialversicherungen bemessen sich nach dem individuellen Leistungslohn im Arbeitsleben (die Hinterbliebenenrente und neuerdings die Mütterrente sind geringfügige Korrekturen daran). Die Investition der Familien in Humanvermögen wird also nur schwach honoriert, obwohl sie unentbehrlich ist für alle sozialen Bereiche. Kurzum, unsere Gesellschaft lebt bisher von einem Solidaritätspotenzial, das von Familien generiert wird, aber zunehmend bedroht ist.

In der gegenwärtigen, in allen Dimensionen pluralistisch gewordenen Gesellschaft ist die Familie höchst störanfällig geworden. Entscheidend für ihr Gelingen sind nach Kaufmann die Stabilität der Paarbeziehung und gute innerfamiliäre Kommunikation. Beides gelingt aber nur, wenn die Kleingruppe Familie ständig viele divergierende Einflüsse von außen positiv bearbeiten kann. In aller Regel ist sie dazu nicht gut vorbereitet. Die

Suche nach Hilfe in familialen Netzwerken und bei Beratungsstellen sind Antwortversuche darauf. Was unter den belastenden Umständen die Kleinfamilie normativ auf einer Wertebasis zusammenhält, ist nach Kaufmann der Sinnkomplex „verantwortete Elternschaft“. Er meint keineswegs nur die bewusste Entscheidung für die Zahl von Kindern, sondern bezieht sich auf die kommunikativen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern in vielfacher Weise. Verantwortete Elternschaft darf heute als weithin anerkannte Grundnorm familialen Lebens gelten. Je freier die Entscheidung für Kinder ist, umso verbindlicher erscheint die Pflicht zu ihrer Erziehung. Was folgt aus alledem für Familienpolitik?

3. Familienpolitik

Gegenstand von Familienpolitik sind nach Kaufmann Familien, d. h. soziale Einheiten, die durch Eltern-Kind-Beziehungen definiert sind. Der Soziologe versucht also zunächst, ganz „wertfrei“ an die Frage heranzugehen. Die Leitfrage für Familienpolitik heißt: Wie und wozu kann sie die Bedingungen der Entfaltung dieser sozialen Einheiten beeinflussen? Dabei ist der Wandel familialer Lebensformen zu respektieren, aber zugleich klar zu sehen, dass das tragende Motiv von Eltern für ihre Partnerschaft heute nur noch das Interesse aneinander (und freilich dann an ihren Kindern) ist. Ältere soziale Stützen des Zusammenhalts fehlen fast ganz. Nun bleiben aber Partnerschaften, von äußeren Rechtsregeln abgesehen, normativ und faktisch außerhalb staatlichen Einflusses.

Deshalb kann es in Familienpolitik nicht um Eingriffe in die Privatsphäre gehen, sondern um die Gestaltung von Umweltbedingungen für Familien, um die Verbesserung ihrer Teilhabechancen am gesellschaftlichen Leben.

Familienpolitik soll sich also nicht an einem „Wesen der Familie“ orientieren, sondern an ihrer Funktionsfähigkeit. Sie soll defizitäre Soziallagen verbessern. Zur Bestimmungen von Defiziten braucht sie zwar wertende Kriterien, aber die Fixierung auf „konservative“ oder „emanzipatorische“ Ziele hält Kaufmann für verfehlt. Selbstverständlich kommen auch seine Zielbestimmungen nicht ohne Wertkriterien aus. Aber er sieht diese begründet in seinen soziologischen Befunden. Den tragenden Wertbezug bilden die unentbehrlichen Grundfunktionen von Familie für die Gesellschaft. Zu deren Sicherung soll Familienpolitik die strukturbedingten Nachteile einer „Investition in Familie“ beseitigen. Sie soll deshalb die Gleichwertigkeit von Familien- und Berufstätigkeit anerkennen und so auch „Familienkarrieren“ als langfristige Perspektive stabilisieren.

Die rechtlichen Vorgaben des Grundgesetzes für solche Politik sind Art. 6, der im wesentlichen den Schutz der Elternrolle vorschreibt, und Art. 3.2, die Gleichberechtigung von Mann und Frau. Vor dem Hintergrund herkömmlicher Familienvorstellungen mögen manche zwischen beiden Bestimmungen eine Spannung sehen. Kaufmann sieht nüchtern, dass Politik beidem gerecht werden muss, wenn es um einzelrechtliche Regelungen geht im Steuerrecht, im Arbeits- und Sozialrecht,

im Schulrecht. Aber die dabei für den Gesetzgeber zu lösenden möglichen Konflikte sind nicht Kaufmanns eigentliches Thema.

Sein Interesse richtet sich breiter auf alle familienpolitischen Interventionsformen und auf die Frage nach ihrer Wirksamkeit. Neben den rechtlichen Interventionen nennt Kaufmann die ökonomische, die ökologische (Beeinflussung der familienrelevanten Umwelt, z. B. Wohnen, soziale Dienste, Gesundheit und Bildung), die pädagogische Intervention (Förderung von Handlungskompetenzen der Familienmitglieder). Das ist angesichts der variablen Problemlagen und unterschiedlicher Zuständigkeiten im politischen System ein weites Feld. Schon deshalb fordert Kaufmann, Familienpolitik solle sich frei machen vom Glauben an unmittelbare gesellschaftliche Wirkungen. Ihre Effekte hängen von vielen individuellen, sozialen und strukturellen Bedingungen ab.

Die seit 1975 üblich gewordenen Familienberichte der Bundesregierung, über die Kaufmann einen knappen, aber instruktiven Durchblick gibt, lassen erkennen, dass sich Wissenschaften und Politik zunehmend bemühen, die Breite des Aufgabenfeldes in den Blick zu nehmen; allerdings mit unterschiedlichen Akzentuierungen, die auch von zeitbedingten politischen Trends beeinflusst waren. In den Berichten von 1975 und 1979 galt das Interesse vornehmlich den Sozialisationsleistungen der Familien und deren möglicher Unterstützung und Förderung. Der Bericht von 1994 hat, wohl auch durch Kaufmanns eigene beratende Beteiligung, dessen For-

mel von der strukturellen Rücksichtslosigkeit und vom Humanvermögen aufgenommen und Familienpolitik als gesellschaftliche Strukturpolitik auf allen politischen Ebenen verstanden. Der Bericht von 2006 plädierte in Verbindung von Mikro- und Makroperspektive für eine Familienpolitik, die auf Lebensläufe und auf Zeit als Ressource für Eltern in unterschiedlichen Phasen nach skandinavischem Muster bezogen sein sollte. Ein Ergebnis dessen war die Einführung des Elterngeldes, das freilich das vorhergehende anders akzentuierte Erziehungsgeld ablöste.

Ebenso instruktiv ist ein Aufsatz in unserem Sammelband, in dem Kaufmann einen vergleichenden Blick auf die Familienpolitik unserer europäischen Nachbarn wirft (1993). Er unterscheidet dabei drei grundlegende Orientierungen: die wohlfahrtsstaatliche, die staatsbegrenzende und die einer selektiven Staatsverantwortung. Die Darstellung „nationaler Stile“ unterhalb dieser Grundpositionen ist aufschlussreich.

Frankreichs explizit zentralstaatliche Familienpolitik sieht Kaufmann durch zwei Motive geprägt, das institutionelle und das bevölkerungspolitische. Dabei war sie anfänglich stark vom französischen Sozialkatholizismus beeinflusst. Vor allem das System der Familienausgleichskassen hat offenbar deutliche Wirksamkeit für die Geburtenrate gezeigt. Daneben darf man allerdings auch die *écoles maternelles* nicht übersehen.

Die skandinavische Familienpolitik nennt Kaufmann gleichheitsorientierte Sozialpolitik, am stärksten ausgeprägt in Schweden mit seiner lange Zeit höchsten Geburtenrate in Euro-

pa. Angesichts hartnäckiger ideologischer Kämpfe bei uns sollte man deshalb Kaufmanns Feststellung nicht übersehen, dass Länder mit einer „egalitären Gesellschaftspolitik“ höhere Geburtenraten aufweisen als Deutschland.

Es ist deshalb auch besonders bemerkenswert, dass unsere südlichen Nachbarn mit ihrem traditionellen Familienbild lange Zeit keine deutlichen Ansätze von Familienpolitik erkennen ließen und mit die niedrigsten Geburtenraten in Europa haben. Auch Großbritannien hat, aus anderer Tradition, gemäß dem Prinzip der Nichteinmischung keine ausdrückliche Familienpolitik, keine ökonomische Anerkennung elterlicher Leistungen und nur spärliche Betreuungsangebote. Die allgemeine Sozialpolitik zielt auf Armutsbekämpfung.

Für Deutschland konstatiert Kaufmann, dass der Gedanke des Schutzes der Familie lange Zeit im Vordergrund stand, dass diese institutionelle Orientierung aber einen in kleinen Schritten erfolgenden Familienlastenausgleich legitimierte. Von dessen konsequentem Ausbau kann schon deshalb nicht die Rede sein, weil er durch Grundregeln unseres Systems der Sozialversicherung bis heute konterkariert wird.

Damit wären wir bei der Frage, die Kaufmann durchgehend umtreibt: Wie könnte, sollte Familienpolitik konkreter aussehen? Wie wäre Familien zu helfen? Im Jahr 2006 nennt Kaufmann drei Probleme bzw. Aufgaben, wohlwissend, dass die Komplexität der Sache eine klare familienpolitische Konzeption schwer macht: „Erstens die Förderung von Familiengründungen; zweitens den

Familienlasten- und Leistungsausgleich; drittens die Verbesserung der Sozialisationsbedingungen von Kindern“ (S. 312). Eine die drei Probleme übergreifende Zielsetzung sieht er in der „Vermehrung der sozialisatorisch erfolgreichen Familien in Deutschland“. Das entspricht seinem Konzept vom Humanvermögen und bedeutet eine Blickwendung von Familienpolitik als Umverteilung hin zu dem Gedanken der Investitionen. Es wäre falsch verstanden als Plädoyer für weniger Umverteilung. Vielmehr müsste der unübersichtliche Flickenteppich des monetären Lastenausgleichs umgewandelt werden, ersetzt werden durch einen wirklichen Leistungsausgleich. Dieser setzt die Einsicht voraus, dass nicht nur Erwerbs- sondern auch Familienarbeit gesellschaftlich relevante Leistung ist; dass die Aufwendungen der Eltern im öffentlichen Interesse sind.

Die deutsche Sozialpolitik kommt, so Kaufmann, trotz vieler Einzelmaßnahmen für Familien nur schwer aus der eingefahrenen Benachteiligung der Familien heraus, wobei sich die Finanzminister als die stärksten Widersacher erweisen. Weil Kaufmann eine wirkliche Wahlfreiheit von Eltern zwischen Familien- und Erwerbsarbeit anstrebt, ist er auch weit davon entfernt, monetäre Transfers und Betreuungs- wie Service-Einrichtungen gegeneinander auszuspielen; zumal da Eltern mit zeitlicher Überlastung ebenso zu kämpfen haben wie mit monetärer. Ab dem dritten Lebensjahr des Kindes hält Kaufmann ein öffentliches Regelangebot analog zu den französischen *écoles maternelles* für richtig; ab dem fünften einer

Art Vorschuljahr. Auch die vielfältigen sozialen Dienste für Familie in den Bereichen Gesundheit, Bildung, Wohnen hält Kaufmann im internationalen Vergleich trotz wachsenden öffentlichen Interesses und zunehmender Bemühungen noch für unterdurchschnittlich entwickelt.

Kaufmanns Vorstellungen von Familienpolitik verbinden also die gesellschaftlichen Handlungsebenen. Auf der Makroebene wären die Defizite des bisherigen Lastenausgleichs durch einen wirklichen Leistungsausgleich zu überwinden mit dem Ziel der Nachwuchssicherung. Auf der Mikroebene müssten Service- und Fördereinrichtungen Elternleistungen unterstützen und fördern, nicht um die Elternrechte zurückzudrängen, sondern um im Zusammenwirken mit den Eltern der Entfaltung der Kinder zu dienen. Dazwischen dient auf der Mesoebene das Bildungssystem der qualitativen Bildung des Humankapitals.

4. Sozialstaat und Generationenverhältnisse

Im vierten Teil des Sammelbandes werden die zuvor explizierten Probleme und Aufgaben unter dem Aspekt der Generationenverhältnisse im Wohlfahrtsstaat noch einmal durchbuchstabiert. Das bringt verständlicherweise auch Wiederholungen mit sich, ist aber für das Verständnis der Familienproblematik eine unentbehrliche Blickerweiterung; dies zumal auch zum Verständnis typischer deutscher Probleme. Erweist sich doch unser Sozialstaat, der in vielem als vorbildlich gilt, unter dem Aspekt Familienpolitik auch als problema-

tisch und als Grund für die Schwierigkeiten der Politik, aus eingefahrenen Geleisen herauszukommen.

Der Sozial- oder Wohlfahrtsstaat ist eine Antwort auf die sozialen Umwälzungen der industriellen Revolution. Die Ausgliederung der Erwerbstätigkeit aus dem Familienhaushalt für immer mehr Menschen verlagerte Grundfunktionen wie soziale Sicherheit, Bildung und Ausbildung auf neu zu schaffende gesellschaftliche Einrichtungen. Kinder, bisher oft produktive Kräfte im Haushalt, wurden für Eltern zum Kostenfaktor. Dies und neue soziale Sicherungssysteme änderten das generative Verhalten potenzieller Eltern.

Nach Kaufmann hat die stetig ausgeweitete Sozial- und Bildungspolitik im 19./20. Jahrhundert das Humanvermögen historisch einmalig gesteigert. Sie hat aber dabei den demographischen Faktor nicht berücksichtigt. Das Sinken der Geburten- unter die Sterberate sei, so Kaufmann lange in einem demographischen Fatalismus hingenommen worden. Die bisherige Praxis nennt er demographisch blind. Die Umverteilungsmechanismen der Sozialversicherungen setzen eine Konstanz der Altersstruktur voraus, die längst nicht mehr gegeben ist. Im Sozialstaat tragen die 20 bis 60jährigen die doppelte Last der Reproduktion und der Altenversorgung. Die Auslagerung der Alterssicherung aus der Familie, so Kaufmann, hat die Generationenbeziehungen durchaus verbessert, weil entlastet. Sie hängt aber wie die vielen weiteren Leistungen des Sozialstaates an der Sicherung und Entwicklung der Solidarpotentiale, insbesondere durch verantwortete

Elternschaft. Diese wird bisher in unseren Sozialsystemen zu wenig honoriert.

Bekanntlich wird die Sozialversicherung im Umlageverfahren gern als „Generationenvertrag“ charakterisiert. Die Erwerbstätigen versorgen die Alten (auch die Invaliden und Kranken) mit und erwerben damit das Recht, in ihrem Alter selbst versorgt zu werden. Im strikten Sinn ist das kein Vertrag, aber das Bild kennzeichnet die gegenseitige Sozialverpflichtung der Generationen. Nur schließt der „Vertrag“ in seiner bisherigen Form die nachwachsende Generation aus, prämiert vielmehr in seiner konkreten Ausgestaltung die „Kinderlosen“ in doppelter Weise, nämlich durch höhere Erwerbseinkommen und höhere Rente im Vergleich zu Eltern. Der „Vater“ der Rentenreform von 1957, Wilfried Schreiber, hatte bekanntlich weitergehende Vorstellungen vom Generationenvertrag. Neben der Alterssicherung wollte er auch die Kinderversorgung mit einbeziehen. Das Einkommen der jeweils Erwerbstätigen sollte nicht nur auf zwei, sondern auf die drei Lebensphasen verteilt werden. Das war gegen politische Widerstände unterschiedlicher Art nicht durchsetzbar, schien auch damals, vor dem „Geburtenknick“ ab Ende der 1960er Jahre, für viele nicht plausibel.

In den 1980er Jahren wurden die Sozialversicherungen dann zum Feld ständiger kleinschrittiger Reformen, begleitet von fachlich und öffentlich kontroversen Diskussionen. Kleine Schritte in Richtung auf einen Leistungsausgleich für Familie wie die Anrechnung von Erziehungszeiten

im Rentenrecht und das Erziehungsgeld gab es auch, sie wurden aber nicht konsequent weiterentwickelt. Für Kaufmann ist besonders gravierend, dass die Beiträge zu den Sozialversicherungen, für viele Erwerbstätige belastender als die Einkommensteuer, nach wie vor keine Rücksicht nehmen auf Familien (Ausnahme die Pflegeversicherung, vom Bundesverfassungsgericht bewirkt). Kaufmann bemängelt auch, dass die seit 2000 von mehreren Kommissionen vorbereiteten Reformen einseitig die Alterssicherung im Blick hatten, während gleiche Anstrengungen in der Familien- und Jugendpolitik dringlich wären.

Setzt man mit Kaufmann voraus, dass die Gleichwertigkeit von Familien- und Erwerbsarbeit ein erstrebenswertes Ziel ist, dann wird man feststellen müssen, dass die Reformbemühungen der letzten Jahrzehnte stärker darauf gerichtet waren, die Erwerbstätigkeit von Frauen zu erleichtern als Familientätigkeit zu stützen. Das sollte allerdings und darf auch nach Kaufmann kein Argument sein gegen den Ausbau der Kinderbetreuungseinrichtungen. Kaufmann selbst hat, z. B. in einem Beitrag von 2003, auch unter Berufung auf die Kinderrechte-Konvention der Vereinten Nationen von 1992, für „Kinderpolitik im Wohlfahrtsstaat“ plädiert. In „produktiver Perspektive“ müsse Kindern ein angemessener Platz in Sozialräumen gegeben werden. Die vorherrschende verteilungspolitische Sicht sei dafür nicht genügend geeignet. Er sieht besonders bei den jüngeren Jahrgängen eine zunehmende Polarisierung zwischen Familien und Kinderlosen. Unter dem Generatio-

nenaspekt lauten seine Ziele für Familienpolitik, als Politik für Eltern und Kinder konzipiert, Nachhaltigkeit und Generationengerechtigkeit. Das würde von der Politik eine entschiedene Änderung ihrer Blickrichtung und ihrer Zielsetzung verlangen.

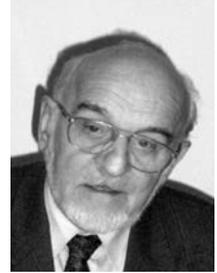


Franz-Xaver Kaufmann: Bevölkerung – Familie – Sozialstaat. Kontexte und sozialwissenschaftliche Grundlagen von Familienpolitik. Springer, Wiesbaden 2019.

MIGRATION UND FAMILIE.

Historische und aktuelle Analysen

Prof. em. Dr. Bernhard Sutor
Ehrendirektor des ZFG



Das Thema Migration ist in aller Munde, beschäftigt Politik und Öffentlichkeit, Wissenschaft, Kirchen, zivilgesellschaftliche Kräfte. Umso erstaunlicher, dass es bisher wenig mit Familie in Verbindung gebracht wird. Deshalb verdient der hier vorzustellende Sammelband besondere Aufmerksamkeit. Hervorgegangen ist er aus zwei Tagungen des Arbeitskreises Historische Familienforschung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. Gefragt wird nach der Rolle von Familie und verwandtschaftlichen Netzwerken in Migrationsprozessen. Die Herausgeber wollen damit zugleich einen Beitrag leisten zur interdisziplinären Zusammenarbeit von historischer Migrationsforschung und Familienforschung. Eine einleitende Problemskizze erläutert diesen wissenschaftlichen Kontext, den Forschungsstand und seine Defizite. Einzelne Beiträge nehmen darauf

Bezug, indem sie einleitend ihre theoretisch-methodischen Prämissen skizzieren.

Der theoretische Anspruch des Bandes sollte aber niemanden, der eher an Fakten und Ergebnissen interessiert ist, von der Lektüre abschrecken. Die insgesamt 17 Beiträge sind durchweg empirisch fundiert und stellen auf anschaulich vorgestellter Quellenbasis interessante Untersuchungsergebnisse beispielhaft vor. Die thematische Breite des Bandes ist beeindruckend. Sie reicht historisch vom 18. Jahrhundert bis in unsere Gegenwart, geographisch sind Migrationsbeispiele in und zwischen europäischen Regionen sowie zwischen Europa und Amerika dargestellt. Die Beiträge werden in fünf Abschnitten unterschiedlichen Teilaspekten zugeordnet: Familie, Religion und Migration; familiäre Netzwerke und familiales Gedächtnis in der Migration; intergenerativer Wandel

von Familie durch Migration; die Bedeutung von Institutionen und sozialer Bürokratie; Geschlecht, Recht und Politik.

Im Detail können die vielen Befunde hier nicht vorgestellt werden. Aber beispielhaft seien folgende Beiträge genannt: Familiäre Netzwerke deutscher Auswanderer in Louisiana im 18. Jahrhundert; die Migration mährischer Glaubensflüchtlinge zur Herrnhuter Gemeinde im 18. Jahrhundert; die Familie in der Erinnerung jugoslawischer Bürgerkriegsflüchtlinge am Ende des vergangenen Jahrhunderts; eine polnische-jüdische Familiengeschichte vom 18. bis zum 20. Jahrhundert; die biographische Entwicklung junger Männer aus italienischen Migrantenfamilien in Deutschland im vergangenen Jahrhundert; Mexikanische Einwandererfamilien in Kalifornien in den 1920er Jahren; Probleme binationaler Ehen/Familien in der Weimarer Republik; Vorstellungen heutiger Kinder in Deutschland mit Migrationshintergrund über ihre Herkunft.

Selbstverständlich bieten die zeitlich und regional so heterogenen Beiträge nur Einzelbefunde. Sie bilden ein buntes Mosaik, keinesfalls ein verallgemeinerbares Gesamtergebnis. Aber bei aller Unterschiedlichkeit der Beispiele und Aspekte ergibt sich aus ihnen doch die allgemeine Erkenntnis, dass Familie und verwandtschaftliche Netzwerke in der von den Betroffenen meist als Bruch empfundenen Not der Migration die erste und wichtigste soziale Institution bei der Suche nach Halt, nach Hilfe und Orientierung darstellen, frei- lich durchaus nicht immer nur im positiven Sinn; denn als unentbehrliche

soziale Beziehungsnetze leiden Familienbeziehungen selbst mit an den Belastungen, die Migration in der Biographie von Menschen bedeutet. Dies an interessanten Fallbeispielen anschaulich dargestellt zu haben, ist das nicht geringe Verdienst dieses Sammelbandes. In der Intention der Herausgeber soll er Anregung sein für die weitere Erforschung der Bedeutung von Familie und familialen Netzwerken in Migrationsprozessen. Allerdings müsste dabei der in diesem Band vorwaltende Aspekt historischer Erziehungswissenschaft durch die soziologische Perspektive erweitert werden.



Meike Sophia Baader/Petra Götte/Wolfgang Gippert (Hrsg.): Migration und Familie. Historische und aktuelle Analysen. Springer, Wiesbaden 2018.



KATHOLISCHE UNIVERSITÄT
EICHSTÄTT-INGOLSTADT

ZFG

Zentralinstitut
für Ehe und Familie
in der Gesellschaft
Center for marriage
and family in society

Familienleben unter
besonderen Bedingungen
Religion und Familienkultur
Wertewandel
Sozialpolitische Herausforderungen
Vereinbarkeit von Familie und Beruf

Familienwissenschaft



FORSCHUNG
AM ZFG
www.ku.de/zfg



KINDER – PRIVATSACHE ODER BEITRAG ZUM GEMEINWOHL?

Dr. theol. Elisabeth Zschiedrich

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Arbeitsbereich
Christliche Gesellschaftslehre der Universität Freiburg



Dr. theol. Elisabeth Zschiedrich (geb. 1981) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Arbeitsbereich Christliche Gesellschaftslehre der Universität Freiburg im Breisgau. Sie studierte katholische Theologie und Romanistik, war anschließend Stipendiatin des ZFG-Graduiertenkollegs „Religion und Familienkultur“ und schrieb ihre Dissertation zum Thema „Elternschaft und Gemeinwohl“.

1. Die aktuelle Bevölkerungsentwicklung in Deutschland

Die demografische Situation hierzulande ist eindeutig und inzwischen auch hinreichend bekannt: Allen positiven Zwischenstandsmeldungen (Stabilisierung der Kinderlosenquote, vorübergehender Anstieg der jährlichen Geburtenrate) zum Trotz gehört Deutschland zu den Ländern in Europa, in denen die Menschen durchschnittlich am wenigsten Kinder bekommen und am häufigsten kinderlos bleiben. Infolgedessen – und noch verstärkt durch die steigende Lebenserwartung – altert die Bevölkerung. Die Prognosen zeigen außerdem, dass die Zahl der hier lebenden Menschen langfristig trotz Zuwanderung schrumpfen wird

(Vgl. Pöttsch/Rößger 2015).

2. Der Geburtenrückgang als „problematisches Problem“

Angesichts dieser Faktenlage ist eine gesellschaftliche Debatte entstanden, deren Mittelpunkt die Frage bildet, ob und wie Deutschland den sogenannten demografischen Wandel bewältigen kann. Grob nachgezeichnet, stehen sich in dieser Debatte zwei Gruppen gegenüber. Die eine Gruppe sieht in der demografischen Entwicklung in erster Linie eine Bedrohung für die Funktionsfähigkeit der Sozialversicherungssysteme, die wirtschaftliche Prosperität des Landes und das gesellschaftliche Klima in Deutschland. Als Vertreter dieser Position bezeichnet etwa Herwig

Birg den Geburtenrückgang und seine Folgen als „demografischen Härte-test“, von dem niemand wisse, „ob und wie unsere Gesellschaft ihn ökonomisch und moralisch übersteht“ (Birg 2006: 138), und Meinrad Miegel beschreibt in drastischen Worten den seiner Ansicht nach „verhängnisvollen Trend“, dem die Bevölkerungsentwicklung in Deutschland und anderen europäischen Ländern seit mehr als einer Generation folge. (Miegel 2002: 84) Die andere Gruppe will in der Veränderung der Bevölkerungsgröße und -struktur höchstens eine Herausforderung, vor allem aber eine Chance für verschiedene Lebensbereiche erkennen. Rückläufige Geburtenzahlen, ein steigendes Durchschnittsalter der Bevölkerung und abnehmende Einwohnerzahlen stellten mitnichten eine Bedrohung für Land und Leute dar und führten keinesfalls unweigerlich in die Katastrophe, meinen etwa Sebastian Schröer und Thomas Straubhaar. Von dem „Gespenst der Demografie“ bleibe bei genauerer Betrachtung wenig Furchteinflößendes übrig (Schröer/Straubhaar 2007: 165).

Bei dem Geburtenrückgang in Deutschland handelt es sich offensichtlich also um ein „problematisches Problem“, wie Elisabeth Beck-Gernsheim bereits vor über dreißig Jahren formulierte – um ein Problem, dessen Problemcharakter umstritten ist (Beck-Gernsheim 1984: 109).

3. Die Frage nach dem „Recht auf Kinderlosigkeit“

Eine zweite Kontroverse innerhalb des aktuellen demografischen Diskurses lässt dieses Problem (oder

Nicht-Problem) des Geburtenrückgangs für die Gesellschaft zunächst außen vor, denn sie setzt bei den einzelnen Frauen, Männern und Paaren an. Konkret geht es hier um die Frage nach einem individuellen „Recht auf Kinderlosigkeit“, das Menschen, die – aus den verschiedensten Gründen – ein Leben ohne Kinder führen (wollen), für sich reklamieren. Unge-wollte Kinderlosigkeit wird auch heute noch häufig als Schicksalsschlag empfunden und ist nicht selten mit Trauer und Schmerz verbunden. Diese Form der Kinderlosigkeit spielt in dieser Debatte keine Rolle, ebenso wie die gegenwärtig sehr verbreitete Form der Kinderlosigkeit, die sich durch (zu) langes Aufschieben des Kinderwunsches letztlich gewissermaßen „von selbst“ ergibt.

Im Fokus dieser Kontroverse stehen vielmehr Positionen bewusster „Nicht-Eltern“, wie sie etwa in – in den letzten Jahren zahlreich erschienenen – Büchern und Artikeln mit Titeln wie „Kinderlos, na und? Kein Baby an Bord“ (Kofler 2006) oder „Die Uhr, die nicht tickt. Kinderlos glücklich“ (Diehl 2014) zu finden sind. Ihre Autorinnen und Autoren setzen sich dafür ein, dass die „[Kinder-] Wunschlosigkeit in gleichem Maß respektiert wird wie der Wunsch“ (Bartz 2004), so dass jeder „selbst entscheiden [kann], ob sie (bzw. er) eigenen Kindern einen Platz in ihrem (bzw. seinem) Leben geben will oder nicht“ (Reinhardt 2005: 14f.). Angesichts vermeintlicher oder tatsächlich vorhandener Ressentiments in der Gesellschaft kritisiert der Journalist Dietmar Bartz die „angeblich gesellschaftliche Pflicht zum Kind“ (Bartz 2004). Seine Kollegin Evelyn

Finger meint, Kinderlosigkeit werde mit Bezug auf das Geburtendefizit „als Ausdruck mangelnden Gemein-sinns“ und Elternschaft als ein „Akt des Altruismus“ gedeutet. Eine solche Sichtweise lehnt sie ab (Finger 2005).

Grundsätzlich wird das Recht auf eine freie Entscheidung für oder gegen Kinder auch von den Gegnern in dieser Debatte nicht in Frage gestellt. Der Privatheitscharakter generativen Verhaltens gilt als unumstritten. Zugleich betonen Autorinnen und Autoren wie Franz-Xaver Kaufmann aber die „externen Effekte“, die die Entscheidung für oder gegen Kinder nach sich zieht. Sie stellen die (aus ihrer Sicht: rhetorische) Frage, ob die Entscheidung für oder gegen Elternschaft nur eine Frage der individuellen (beziehungsweise partnerschaftlichen) Prioritätensetzung darstellt oder ob sie nicht auch überindividuelle, gesamtgesellschaftliche Interessen berührt, die bei dieser Entscheidung ebenfalls mit zu bedenken sind (Vgl. Kaufmann 2005).

An dieser Stelle schließt sich gewissermaßen der Kreis des demografischen Diskurses, denn beide Debatten bedingen sich gegenseitig: Je nachdem, wie man die Folgen des Geburtenrückgangs einschätzt, erscheint das Plädoyer für bewusste Kinderlosigkeit in unterschiedlichem Licht. Und je nachdem, als wie „salonfähig“ sich die bewusste Entscheidung gegen eigene Kinder erweist, desto deutlicher entwickeln sich womöglich der Geburtenrückgang und seine Konsequenzen.

4. Der Bezug zum Gemeinwohl

Eine inhaltliche Verbindung zwischen beiden Debatten bildet außerdem der Begriff des Gemeinwohls, auf den hier wie dort Bezug genommen wird: Gefährdet oder befördert die demografische Entwicklung das Gemeinwohl? Stellt die Entscheidung für oder gegen Kinder eine reine Privatsache dar oder ist sie ebenso als Beitrag zum Gemeinwohl zu sehen? Werden diese Fragen gestellt, fehlt meist eine Definition dessen, was unter Gemeinwohl genau zu verstehen sein soll. Vermutlich wird vorausgesetzt, dass die meisten Leserinnen und Leser bzw. Hörerinnen und Hörer mit diesem Begriff etwas in irgendeiner Weise Positives für die Gesellschaft und die in ihr lebenden Menschen verbinden. Freilich kann man sehr viel differenzierter darüber nachdenken, was Gemeinwohl bedeutet. Die Frage zählt zu den klassischen Themen jeder politischen Philosophie und Rhetorik, ihre Wurzeln reichen bis in die Antike zurück. Ebenso spielt das Nachdenken über Gemeinwohl in der sozialetischen Reflexion der Kirche seit jeher eine prominente Rolle. Allerdings hat die Beschäftigung mit dem Gemeinwohlbegriff vor allem aufgrund seines Missbrauchs durch die totalitären Staaten des 20. Jahrhunderts an Selbstverständlichkeit eingebüßt. Er galt als mit dem Selbstverständnis moderner Gesellschaften kaum mehr vereinbar. Gemeinwohl, so hieß es außerdem, sei eine Leerformel, die mit beliebigen, gar sich widersprechenden Inhalten gefüllt werden könne. Während die katholische Soziallehre und die christliche

Sozialethik zunächst noch lange an dem Gemeinwohlprinzip als zentraler Kategorie festhielten, es dann aber immer häufiger zugunsten anderer Begriffe und Prinzipien fallen ließen, erlebt der innerhalb der Politik- und Sozialwissenschaften schon früher vernachlässigte Terminus des Gemeinwohls in diesen Disziplinen wie auch in öffentlichen Debatten seit der Jahrtausendwende eine regelrechte Renaissance. Eine immer wiederkehrende Frage bei der heutigen Beschäftigung mit dem Gemeinwohlbegriff ist die nach seiner Verortung zwischen prozeduraler, strukturell-instrumenteller und materialer Bestimmung. Diese Frage ist auch mit Blick auf die Verwendung des Gemeinwohlbegriffs innerhalb des demografischen Diskurses zu stellen.

5. Wünschenswerter Wiederanstieg der Geburtenrate

Zunächst gilt es jedoch, die angesprochenen demografischen Debatten noch einmal in den Blick zu nehmen. Wenn sich Ökonomen und Sozialwissenschaftler darüber streiten, wie sich die derzeitige Bevölkerungsentwicklung mit Blick auf ihr jeweiliges Fachgebiet auswirken wird, so entspricht es sicherlich weder der Aufgabe noch der Kompetenz der Sozialethik, hier eine abschließende Prognose zu treffen. Es sei aber die Feststellung erlaubt, dass die Argumente derjenigen, die die derzeitige demografische Entwicklung als ökonomische und soziale Bedrohung einschätzen, plausibler erscheinen als die Argumente derjenigen, die dem Geburtenrückgang Chancen abtrotzen wollen. Die aktuelle Ent-

wicklung mit vergleichsweise hoher Kinderlosigkeit und einer alternden und schrumpfenden Bevölkerung destabilisiert die umlagefinanzierten Sozialversicherungssysteme. Außerdem macht sie, um nur einen weiteren Aspekt zu benennen, Polarisierungen zwischen Jung und Alt oder Eltern und Kinderlosen zumindest wahrscheinlicher. Damit kann sie durchaus auch als Gefahr für das soziale Klima gesehen werden. Die Bevölkerungsschrumpfung stattdessen etwa mit dem Argument willkommen zu heißen, sie verringere Konkurrenzsituationen, scheint angesichts stetig wachsender städtischer Ballungszentren auf der einen und alternder, veröden der Landstriche auf der anderen Seite dagegen absurd.

Dabei muss und darf die demografische Entwicklung keinesfalls schicksalsergeben hingenommen werden. Im Gegenteil ist es dringend angezeigt, politisch und gesellschaftlich darauf zu reagieren. Als ausweglos skizzierte Untergangsszenarien sind fehl am Platz. Es gibt durchaus geeignete Lösungsansätze, die die negativen Auswirkungen der aktuellen Bevölkerungsentwicklung zumindest entschärfen können. Dass sie sich vollständig kompensieren lassen, scheint aber unwahrscheinlich. Eine Umkehrung des Bevölkerungswandels durch einen Wiederanstieg der Geburtenzahlen (kombiniert mit verstärkter Zuwanderung) ist daher unbeschadet aller sinnvollen Maßnahmen vorteilhaft. Da ein Anstieg der Geburtenrate nicht nur die künftige Generation vergrößert, sondern gleichzeitig die Zahl der potentiellen Eltern erhöht, wirkt er besonders nachhaltig. Man kann also sagen –

und so lautet die erste These dieses Beitrags: Die Übernahme von Elternschaft, die quantitative Reproduktion, fördert das Gemeinwohl, bewusste Kinderlosigkeit dagegen verstärkt die bestehenden Probleme und Herausforderungen.

6. Elternschaft als Wert „an sich“

Nun wird die Diskussion verengt geführt, wenn Familie, Eltern und Kinderlose nur anhand der Bevölkerungszahlen und ausschließlich unter der Fragestellung betrachtet werden, inwiefern sie die Sozialsysteme stützen oder belasten, wie sehr sie die wirtschaftliche Produktivität fördern oder behindern und in welchem Ausmaß sie das gesellschaftliche Klima beleben oder beeinträchtigen. Eine solche Sichtweise wäre Ausdruck eines verkürzten, funktionalisierten Menschen- und Gesellschaftsbildes. Zudem entstünde dadurch der Eindruck, das Gemeinwohl einer Gesellschaft werde allein durch die Existenz von Menschen und durch funktionierende Wirtschafts- und Sozialsysteme verwirklicht. Dabei käme allenfalls ein instrumentell-struktureller Gemeinwohlbegriff in den Blick.

Die verantwortete Übernahme und Ausübung von Elternschaft bedeutet aber weit mehr als die Zeugung und Geburt einer gewissen Zahl von Kindern. Wer heute Elternschaft übernimmt, entscheidet sich in aller Regel nicht einfach dafür, ein Kind „in die Welt zu setzen“. Vielmehr sind sich Mütter und Väter mehrheitlich darüber im Klaren, dass die Geburt eines Kindes das Recht, aber vor allem auch die Pflicht mit sich bringt, für dieses zu sorgen und es seinem

Entwicklungsstand entsprechend zu pflegen und zu erziehen, was bedeutet, sich sowohl materiell als auch zeitlich ausreichend um es zu kümmern. Eltern garantieren die gesundheitliche und finanzielle Versorgung ihrer Kinder, stellen Raum und Zeit für deren physische und psychische Regeneration zur Verfügung, kümmern sich um die Erziehung und Sozialisation und schaffen Bildungsgelegenheiten für ihre Kinder. Diese Aufgaben und Leistungen von Eltern werden in Abgrenzung von der quantitativen Reproduktion zusammenfassend als qualitative Nachwuchssicherung bezeichnet. Nicht allein das „Dass“, auch das „Wie“ von Elternschaft ist für die Gesellschaft von fundamentaler Bedeutung.

Dass die qualitative Nachwuchssicherung ebenfalls als Beitrag zum Gemeinwohl beschrieben werden kann, zeigt sich, wenn man Gemeinwohl nicht rein strukturell-instrumentell versteht, sondern mit dem Begriff auch einen materialen, das heißt inhaltlichen Wert verbindet. Die katholische Sozialverkündigung tut dies klassischerweise, und die christliche Sozialethik hält auch in jüngeren Veröffentlichungen daran fest. Dabei muss man nicht so weit gehen, auf eine gemeinsame und allgemein verbindlich zu machende Vorstellung des guten und gelingenden Lebens zu rekurrieren. Ansatzpunkt kann auch ein „Minimalkonsens im Blick auf bestimmte unverzichtbare Grundlagen des wertgebundenen Zusammenlebens“ sein (Nothelle-Wildfeuer 2008: 147). Konkret geht es darum, Elternschaft nicht nur mit Blick auf ihren (materiell-wirtschaftlichen) Nutzen bzw. Nicht-Nutzen

für den Einzelnen und für die Gesellschaft zu bedenken, sondern sie auch auf einen Wert „an sich hin“ zu beleuchten.

Dass das Wirtschaftssystem und noch stärker das Sozialsystem auf Nachwuchs angewiesen sind und dass das Kinder-Bekommen allein schon dem Gemeinwohl zuträglich ist, war die erste These dieses Beitrags. Die zweite These ist, dass die Übernahme und vor allem die verantwortliche Ausübung von Elternschaft darüber hinaus einen gesellschaftlich bedeutsamen Wertschöpfungsbeitrag darstellen, der ebenso als Gemeinwohlbeitrag zu werten ist. Ein Rückgang der Geburtenrate und damit eine abnehmende Zahl Kinder können dagegen kaum als sachlicher Bestandteil eines materialen Gemeinwohls gesehen werden.

7. Die Gemeinwohlrelevanz der Elternarbeit

Was kann die christliche Sozialethik vor diesem Hintergrund zur Beantwortung der Frage „Kinder – Privatsache oder Beitrag zum Gemeinwohl?“ beitragen? Zunächst ist völlig klar: Auch wenn die Inanspruchnahme des „Rechts auf Kinderlosigkeit“ dem Gemeinwohl eher abträglich als zuträglich ist, muss sie in einer freiheitlichen Gesellschaft wie der unseren jedem Einzelnen und allen Paaren offenstehen. Eine „Pflicht zur Vermehrung“ ließe sich weder moralisch noch rechtlich konstituieren und auch nicht administrativ wirksam machen. Und auch wenn Elternschaft sich faktisch positiv auf das Gemeinwohl auswirkt, gilt sicherlich: „Niemand liebt für den Staat oder

bekommt Kinder der Rente wegen“ (Kaufmann 1990: 56). Die Entscheidung für Kinder ist in der Regel nicht altruistisch motiviert. Die Übernahme von Verantwortung für die Erziehung, Pflege und Sozialisation eines oder mehrerer Kinder kann jedoch auch Ausdruck einer gemeinwohlorientierten Grundhaltung sein kann.

„Man muss wahnsinnig sein, heute ein Kind zu kriegen“, titelte Antonia Baum vor einiger Zeit in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung (Baum 2014). Das ist sicherlich überspitzt formuliert – zugleich zeigen Studien und Statistiken, dass Frauen und Männer, die sich für Kinder entscheiden, nicht selten erhebliche Einschränkungen finanzieller, beruflicher und partnerschaftlicher Art auf sich nehmen. In jedem Fall aber stellen sie die eigenen Bedürfnisse für eine längere Weile zurück und vernachlässigen „die Standards zeitgenössischer Psychohygiene („Zeit für mich“, ausreichend Schlaf und so fort)“ (Pauer 2015). Ein schlichtes „Ihr wolltet es so“, wie es als Reaktion darauf von Seiten bewusst Kinderloser zumindest implizit immer wieder zu hören ist, scheint vor dem Hintergrund der beschriebenen Gemeinwohlrelevanz elterlichen Handelns mehr als unangemessen (Ebd.).

Tatsächlich soll jede und jeder in einer pluralen Gesellschaft so leben dürfen, wie es seinen persönlichen Vorstellungen vom guten Leben entspricht – allerdings, so die dritte und abschließende These dieses Beitrags, zu den realen gesellschaftlichen Kosten, die sein Lebensstil verursacht. Hier klafft derzeit noch eine Gerechtigkeitslücke. Vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht und mit

Blick auf die Organisation der Sozialversicherungssysteme bestehen erhebliche Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten zwischen Eltern und Kinderlosen. In einigen Lebensbereichen dominiert außerdem immer noch eine ausgeprägte Eltern- und Kinderunfreundlichkeit. Auf diese immer wieder hinzuweisen und sie in Kontrast zu stellen zu der Gemeinwohlrelevanz der Elternarbeit, ist aus christlich-sozialethischer Sicht ein dringendes Gebot dieser Zeit.

Literatur

- Bartz, Dietmar**, Glücklich ohne, in: *Die Zeit* vom 13.05.2004. http://pdf.zeit.de/2004/21/Kinderlos_2fMann_21 [2019-03-28]
- Baum, Antonia**, Man muss wahnsinnig sein, heute ein Kind zu kriegen, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 05.01.2014. <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/beruf-und-familie-man-muss-wahnsinnig-sein-heute-ein-kind-zu-kriegen-12737513.html> [2019-03-28]
- Beck-Gernsheim, Elisabeth**, *Vom Geburtenrückgang zur neuen Mütterlichkeit? Über private und politische Interessen am Kind*. Frankfurt a.M. 1984.
- Birg, Herwig**, *Die ausgefallene Generation. Was die Demographie über unsere Zukunft sagt*. 2. Aufl. München 2006.
- Diehl, Sandra**, *Die Uhr, die nicht tickt. Kinderlos glücklich. Eine Streitschrift*. Hamburg 2014.
- Finger, Evelyn**, Reine Privatsache. in: *Die Zeit* vom 11.08.2005. <http://www.zeit.de/2005/33/Kinderlos-Pol> [2019-03-28]
- Kaufmann, Franz-Xaver**, *Zukunft der Familie. Stabilität, Stabilitätsrisiken und Stabilitätsrisiken und Wandel der familialen Lebensformen sowie ihre gesellschaftlichen und politischen Bedingungen*. München 1990.
- Kaufmann, Franz-Xaver**, *Die schrumpfende Gesellschaft. Vom Bevölkerungsrückgang und seinen Folgen*. Frankfurt a.M. 2005.
- Kofler, Birgit**, *Kinderlos, na und? Kein Baby an Bord*. Wien 2006.
- Miegel, Meinrad**, *Die deformierte Gesellschaft. Wie die Deutschen ihre Wirklichkeit verdrängen*. Berlin/München 2002.
- Nothelle-Wildfeuer, Ursula**, Art. Die Sozialprinzipien der Katholischen Soziallehre, in: Anton Rauscher (Hrsg.), *Handbuch der Katholischen Soziallehre*, hrsg. im Auftrag der Görres-Gesellschaft und der Katholischen Sozialwissenschaftlichen Zentralstelle und in Verbindung mit Jörg Althammer, Wolfgang Bergsdorf und Otto Depenheuer. Berlin 2008, 143–163.
- Pauer, Nina**, Ihr wolltet es so, in: *Die Zeit* vom 5. April 2017. <https://www.zeit.de/2017/15/familienplanung-eltern-kinderlose-lebensmodelle/komplettansicht> [2019-03-28]
- Pötzsch, Olga/Rößler, Felix**, *Bevölkerung Deutschlands bis 2060. 13. Koordinierte Bevölkerungsvorausberechnung*, hrsg. v. Statistischem Bundesamt. Wiesbaden 2015.
- Reinhardt, Susie**, *FrauenLeben ohne Kinder. Die bewusste Entscheidung gegen die Mutter-rolle*. Frankfurt a.M. 2005.
- Schröer, Sebastian/Straubhaar, Thomas**, Demographische Entwicklung: Problem oder Phantom? in: Eva Barlösius/Daniela Schiek (Hrsg.), *Demographisierung des Gesellschaftlichen. Analysen und Debatten zur demographischen Zukunft Deutschlands*. Wiesbaden 2007, 165–183.

INTERAKTION, KOMMUNIKATION & VERHALTEN INNERHALB DER FAMILIE

Familienerleben und politische Einstellungen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen

Projekt: „Familienerleben und politische Einstellungen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen“

Zum Forschungsteam dieses Familienprojekts am ZFG zählen Prof. Dr. Klaus Stüwe, Prof. Dr. Stefan Schieren, Prof. Dr. Ulrich Kropac, Jasmin Gotschke M.Sc., Lisa Hartmann M.A. und Dr. Eveline Hermannseder.

Die Idee zu diesem Forschungsprojekt entstand eher zufällig. Ein Artikel über die Ursachen des Brexit berichtete von einer regelmäßig durchgeführten Umfrage der Birkbeck University zum Thema Einstellungen der in Großbritannien lebenden Menschen. Seit 1992 enthält jene Studie eine Frage, die Rückschlüsse auf die Familiensituation zulässt. Dabei erwies sich über den gesamten Zeitraum kein Item des gesamten Fragebogens – hinsichtlich seiner Prognosekraft über die Einstellung zur Europäischen Union und damit 2016 zum Brexit – so stabil wie das über die Familiensituation. Dieser Befund weckte das Interesse des Forschungsteams und warf folgende Frage auf: Lässt sich bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Alter von 14 bis 21 Jahren ein sta-

tistischer Zusammenhang zwischen der Familiensituation und der Einstellung zu den politischen Institutionen und Verfahren unserer Demokratie feststellen?

Die Familie „ist die kleinste, aber auch intensivste Lebensgemeinschaft, die Keimzelle der Gesellschaft“ (Klaeren 2018: 3). Es ist unbestritten, dass die Familie nicht nur zentrale Funktionen bei Erziehung und Sozialisation von Kindern übernimmt, sondern auch die wichtigste Bildungsinstitution darstellt (vgl. Textor 2005). Das geplante Forschungsprojekt am ZFG geht deshalb von der These aus, dass Familie auch für die politischen Einstellungen von Jugendlichen von hoher Relevanz ist (vgl. Gniewosz 2018).

Diese Erkenntnis hat gegenwärtig noch mehr Bedeutung als vor

20 Jahren. Das Funktionieren des demokratischen Prozesses wird heute von vielen Bürgerinnen und Bürgern zunehmend skeptisch beurteilt. Bewährte demokratische Strukturen wie der Parlamentarismus werden mehr und mehr in Frage gestellt. Gleichzeitig verlagert sich Protest auf die Straße, in das Internet oder in geschlossene soziale Netzwerke. Ängste im Hinblick auf die Terrorgefahr und die innere Sicherheit, materielle Sorgen oder auch Bedenken hinsichtlich kultureller Veränderungen lassen viele Menschen pessimistisch in die Zukunft blicken. Populistische Parteien nutzen diese Situation, um mit vermeintlich einfachen Antworten auf komplexe politische Fragen Wahlerfolge zu erzielen. So gelangen polarisierende Positionen auch in die Parlamente.

Gerade angesichts der in jüngster Zeit in Deutschland und anderen Ländern zu beobachtenden Krisenerscheinungen demokratischer Verfassungsstaaten steht die Frage im Raum, welche Faktoren Einfluss auf politische Einstellungen haben. Hier rückt die Interaktion und Kommunikation in der Familie in den Fokus. Der Einfluss der Familie als Bildungsort für die Demokratiekompetenz künftiger Generationen wird oft unterschätzt. Die Familie kann zum einen politisches Engagement und soziale Kompetenz fördern und zum anderen helfen, fundamentale demokratische Prinzipien zu verstehen. An diesem Punkt setzt das geplante Forschungsvorhaben an.

Allerdings ist nicht klar, in welcher Weise die Familieninteraktion und -kommunikation auf den Erwerb politischer Einstellungen wirkt. Mittels

gegebener gängiger Datensätze wie dem Mikrozensus, ALLBUS, SOEP, Eurobarometer etc. kann diese Frage bisher nicht beantwortet werden. Dementsprechend sind Analysen sekundärer Daten nicht möglich. Aus diesem Grund ist eine eigene Erhebung sinnvoll, um Erkenntnisse in diesem thematischen Feld zu gewinnen. Mit einer solchen Untersuchung würde somit eine wissenschaftliche Forschungslücke geschlossen werden.

Sollten die Ergebnisse einen gerichteten statistischen Zusammenhang zwischen der Familieninteraktion und -kommunikation und bestimmten politischen Einstellungen nahelegen, wäre in einer nachfolgenden Studie in umfassender Weise zu untersuchen, inwieweit dieser Einfluss gegenüber naheliegenden Faktoren (Bildungsgrad, Einkommen, Region etc.) eine besondere Stärke aufweist. Weiter wären Referenzgruppen wie Klassenkameraden, Freunde etc. einzubeziehen. Somit wäre nicht nur die Familie als politische Sozialisationsinstanz, sondern auch das soziale Umfeld der Jugendlichen und jungen Erwachsenen abgedeckt.

In diesem Sinne befasst sich die geplante Untersuchung mit einem höchst relevanten gesellschaftspolitischen Problem, das sich im Einklang mit zwei „Third-Mission“-Perspektiven befindet: die Berücksichtigung der Familie als kleinste und wichtigste soziale Einheit sowie die Thematisierung aktueller Herausforderungen für den demokratischen Verfassungsstaat.

Viele Studien beschäftigen sich mit der Sozialisationsfrage von Jugendlichen. Darüber hinaus finden

sich mehrere Studien zu politischen Einstellungen bestimmter sozialer Gruppierungen (Migranten, Muslime, ostdeutsche Jugendliche etc.), ebenso wie zu bestimmten politischen Einstellungen (Rechtsextremismus, Linksextremismus) Jugendlicher. All diese Analysen lassen jedoch offen, ob Jugendliche ihre politischen Einstellungen vorrangig in der Familie erwerben und in welcher Form dies geschieht. Das Forschungsprojekt hat nicht allein die Sozialisation Jugendlicher im Blick, vielmehr soll mittels empirischer Befragungen analysiert werden, ob und wie Kommunikation und Interaktion in der Familie stattfindet, wie in den Familien verhandelt wird und welche Freiheits- und Entscheidungsräume Jugendliche dabei haben. In einem weiteren Schritt soll geklärt werden, wie sich die Familienkommunikation und das Familienverhalten auf politische Einstellungen Jugendlicher und junger Erwachsener auswirken.

Die Dimension Einstellung zu den Werten, Verfahren und Institutionen der Demokratie kann aus forschungsökonomischen Gründen nicht in all ihren Facetten untersucht werden. Das Forschungsteam bildet sein Urteil in dieser Frage daher an der Bewertung rechtspopulistischer Einstellungen durch die Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Diese Herangehensweise bietet sich an, weil der Rechtspopulismus in Deutschland der liberalen Demokratie westlichen Typs indifferent bis ablehnend begegnet. Ein weiterer forschungsökonomischer Grund für dieses Vorgehen ist die mittlerweile gute Forschungslage zum Rechtspopulismus. Diese ermöglicht es, auf insge-

samt gesichert erscheinender theoretischer und empirischer Grundlage einen Fragebogen im beschriebenen Sinne zu erstellen.

Die Forschungsfrage soll mittels empirischer Methoden beantwortet werden. Es sollen in einer Vorstudie Jugendliche und junge Erwachsene zwischen 14 und 21 Jahren in einem ersten Schritt in qualitativen Interviews und anschließend quantitativ mittels Fragebogen befragt werden. Sollten die dabei gewonnenen Daten zu aussagekräftigen Ergebnissen führen, wird die Umsetzung einer deutlich größeren, repräsentativen und deutschlandweiten Studie mit einer Befragung von ca. 2.000 Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Planung gehen.

Literaturangaben

Gniewosz, Burkhard: Intergenerationale Transmissions- und Projektionsprozesse politischer Einstellungen in der Familie, Jena 2005 (Diss.); Gniewosz, Burkhard und Peter Titzmann (Hrsg.): Handbuch Jugend. Psychologische Sichtweisen auf Veränderungen in der Adoleszenz, Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, 2018.

Klaeren, Jutta: „Editorial“, in: Familie und Familienpolitik, Informationen zur politischen Bildung, Heft 301/2008, S. 3.

Textor, Martin: Die Familie als Co-Produzent von Bildungsprozessen, München 2005, online: <http://www.eundc.de/pdf/42003.pdf> (21.03.2019).

FAMILIENBILDUNG

in den Landkreisen Schwandorf und Neustadt a.d. Aisch-Bad Windsheim

Lisa Hartmann, M. A.

Wissenschaftliche Mitarbeiterin des ZFG



Sie ist seit 2015 wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin am Lehrstuhl für Vergleichende Politikwissenschaft der KU Eichstätt-Ingolstadt. Seit August 2016 ist sie zudem wissenschaftliche Mitarbeiterin am ZFG. Schwerpunktmäßig beschäftigt sie sich derzeit mit der Evaluation von Familienbildungsmaßnahmen sowie der Interessenvertretung von Familien.

Das ZFG führt derzeit erneut Studien zu Familienbildungsmaßnahmen in zwei bayerischen Landkreisen durch. Nach Eichstätt und Weißenburg-Gunzenhausen wird nun die Situation in den Landkreisen Schwandorf und Neustadt a.d. Aisch-Bad Windsheim untersucht.

Unter Familienbildung versteht man die „Unterstützung von Familien durch überwiegend bildende Angebote [...], die zu einer erfolgreichen Familienerziehung beitragen, eine bedürfnisorientierte Gestaltung des Familienlebens erleichtern, ein möglichst problemloses Durchlaufen des Lebens- und Familienzyklus ermöglichen sowie zur Nutzung von Chancen für die gemeinsame positive Weiterentwicklung und ein partnerschaftliches Miteinander anhalten“ (Textor 2011). Entsprechend vielfäl-

tig können sich die Angebote gestalten und ebenso unterschiedlich können die Erwartungen und Wünsche von Eltern an diese Angebote sein. Genau an diesem Punkt setzen die Studien zur Familienbildung an: Durch die Evaluationen soll eine möglichst wirkungsvolle Gestaltung der Familienbildungsangebote erzielt werden. Beide Untersuchungen fußen auf zwei Säulen: der Bestandsaufnahme und der Bedarfsanalyse. Im Rahmen der Bestandsaufnahme wird ermittelt, welche Angebote der Familienbildung es im jeweiligen Landkreis bereits gibt und wie sich diese gestalten. Gegenstand der Bedarfsanalyse ist die Befragung der Eltern. Ziel ist einerseits die Analyse des Nutzungsverhaltens der Eltern in Bezug auf die bestehenden Familienbildungsangebote. Andererseits

werden Bedarfe und Wünsche der Eltern untersucht. Für beide Studienteile wurden gedruckte Fragebögen landkreisweit verteilt. Zudem besteht die Möglichkeit, online an der Befragung teilzunehmen, um insbesondere für die Bedarfsanalyse eine flächendeckende Befragung zu gewährleisten.

Auf Basis der Ergebnisse werden gemeinsam mit den Projektpartnern Handlungsempfehlungen erarbeitet, die es den Landkreisen ermöglichen sollen, Maßnahmen einzuleiten, die Familienbildungsangebote vor Ort noch zielgruppen- und bedarfsorientierter zu gestalten. Dies ist umso wichtiger als dass Familienfreundlichkeit als einer der zentralen Standortfaktoren auf kommunaler Ebene zu betrachten ist.

Beide Studien ermöglichen abermals die enge Zusammenarbeit zwischen dem ZFG als Forschungseinrichtung der Universität sowie Partnern aus der Praxis. Dies bietet die Chance des Transfers von wissenschaftlicher Expertise und Erkenntnissen in ein praktisches Handlungsfeld.

Neben den Gemeinsamkeiten der beiden Studien – die auch eine Vergleichbarkeit zwischen den verschiedenen Untersuchungen zu Familienbildung ermöglichen – wurden mit den jeweiligen Landkreisen unterschiedliche Schwerpunkte erarbeitet, die sich auch in den Fragebögen widerspiegeln und die die Ansprechpartner der Studien in Neustadt und Schwandorf in einem kurzen Interview erläutern.

FAMILIENBILDUNG IM LANDKREIS SCHWANDORF

Florian Schmid

Geschäftsführer der Lernenden Region Schwandorf e. V.



2009 – 2017: Studium der Politikwissenschaft (B.A.) und der Demokratiewissenschaft (M.A.) an der Universität Regensburg. Seit 12.2015: Beschäftigung am Landratsamt Schwandorf im Bereich Bildungsmonitoring (Programm Bildung integriert)

Seit 04.2019: Beschäftigung am Landratsamt Schwandorf als Geschäftsführer der Lernenden Region Schwandorf e.V.

Redaktion Familien-Prisma:

Wie können Familienbildungsangebote Familien aus Ihrer Sicht unterstützen?

Bedürfnissen der Familien im Landkreis gerecht zu werden.

Redaktion Familien-Prisma:

Was erhoffen Sie sich von der Befragung zu Familienbildung im Landkreis Schwandorf?

Florian Schmid:

Familienbildungsangebote können Familien in allen Lebenslagen bei Fragen, Problemen, Wünschen etc. kompetent unterstützen. Dies fängt bereits im Bereich der Schwangerschaft an und reicht über den frühkindlichen und schulischen Bereich bis hin zur Berufsorientierung und zum Ehrenamt. So vielfältig die thematischen Schwerpunkte sind, so umfangreich ist auch die Art des Angebots. Es besteht aus Informationsveranstaltungen, Kursen, Gesprächsgruppen, Treffpunkten, Freizeitangeboten etc., um den vielfältigen

Florian Schmid:

Der Landkreis Schwandorf erhofft sich von der Befragung die Optimierung des Familienbildungsangebots entlang den Bedarfen und Bedürfnissen der Familien im Landkreis. Die Voraussetzungen dafür wurden mit dem zweistufigen Erhebungsverfahren gesetzt: Mit der Befragung der Anbieter von Familienbildungsmaßnahmen und deren Nutzer, d.h. der Familien, soll es gelingen, Angebot und Nachfrage auf wissen-

schaftlichem Niveau systematisch zu vergleichen. In dieser Gegenüberstellung wird sich zeigen, welche Anpassungen hinsichtlich der Thematiken, des finanziellen Rahmens oder der Angebotsform etc. notwendig werden. In Zusammenarbeit mit dem ZFG sollen geeignete Handlungsempfehlungen entwickelt werden, um die Familienbildungsangebote noch passgenauer zu gestalten. Der Landkreis Schwandorf erhofft sich diesbezüglich, von den Erfahrungen des ZFG aus den Erhebungen in anderen Landkreisen zu profitieren. Mit der Zusendung von Fragebögen an rund 15.000 Familien und der medialen Berichterstattung ist darüber hinaus die Erwartung verbunden, den Bekanntheitsgrad des Familienbildungsangebots bei den Familien zu erhöhen und eine Reflektionswirkung zu erzielen, im Sinne der Frage: „Welche Angebote benötige ich?“.

Redaktion Familien-Prisma:

Welche Rolle spielt die Studie zur Familienbildung für den Bildungsbereich des Landratsamtes und den Verein „Lernende Region Schwandorf e.V.“?

Florian Schmid:

Die Familien bzw. die Eltern sind auch im Landkreis Schwandorf als wichtige Rahmenbedingung von Bildung erkennbar. Dies zeigt sich in vielen Bereichen: So gilt es in den frühkindlichen und schulischen Institutionen hinsichtlich des Bildungsauftrages beispielsweise Unterschiede im sozialen Hintergrund auszugleichen. Beim Übergang in Richtung Ausbildung/Studium/Beschäftigung spielen die Eltern ebenfalls eine wichtige

Rolle, da sie erfahrungsgemäß bei der beruflichen Orientierung der Kinder stark eingebunden sind. Auch beim Thema Digitalisierung führt der Blick unmittelbar zur Familie: Die Eltern vermitteln den Kindern die ersten digitalen Kompetenzen und sollten sie beim Aufwachsen in der digitalen Welt insgesamt begleiten können. Eine fundierte digitale Ausbildung ist demnach auch für sie notwendig, um Benachteiligungen, die aufgrund der sozialen Unterschiede auftreten, abzuschwächen bzw. zu verhindern. Im Rahmen der Zielsetzung, die Familienbildungsangebote zu optimieren, werden bei der Erhebung daher gezielt auch diese Punkte aufgegriffen. Es geht darum, Informationen zu sammeln, um allen Familien im Landkreis, unabhängig von der sozialen Herkunft, einen Zugang zur Familienbildung zu schaffen; nicht zuletzt auch deshalb, um diese wichtige Zielgruppe an den Landkreis zu binden. In diesem Sinne ist die Bearbeitung des Themas „Familienbildung“ als Teil einer Gesamtentwicklungsstrategie zur perspektivischen Weiterentwicklung des Landkreises zu sehen.

Redaktion Familien-Prisma:

Wie muss Familienbildung in Zukunft aussehen um möglichst viele Familien mit ihren unterschiedlichen Bedürfnissen und Lebenssituationen zu erreichen?

Florian Schmid:

Im Detail soll diese Frage im Rahmen der Erhebung geklärt werden, da hier für die Familien die Möglichkeit besteht, Ihre jeweilige Situation und Perspektive einzubringen.

Grundsätzlich wird es jedoch darum gehen, Familienbildung immer wieder an aktuelle Erfordernisse und Entwicklungen anzupassen. Allein die perspektivische Weiterentwicklung entlang den Bedarfen und Bedürfnissen der Familien garantiert ein passgenaues Angebot.



Foto: v.r.n.l. Florian Schmid (Geschäftsführer Lernende Region Schwandorf e.V.), Manuela Radtke (Bildungsmanagement), Franz Pfeffer (Projektleitung).



FAMILIENBILDUNG IM LANDKREIS NEUSTADT A.D. AISCH- BAD WINDSHEIM

Gabriele Sattler

Diplomsozialpädagogin (FH), Master Sozialmanagement (M.S.M.)



Frau Sattler arbeitete nach Anfängen im Allgemeinen Sozialdienst langjährig im Pflegekinderwesen des Kreisjugendamtes Neustadt a. d. Aisch-Bad Windsheim.

Nach einer berufsbegleitenden Weiterbildung in Systemischer Beratung und (Familien)-therapie sowie einem berufsbegleitenden Masterstudiengang Sozialmanagement ist sie aktuell tätig in der Jugendhilfeplanung und der Koordinierungsstelle Familienbildung/Familienstützpunkte des Kreisjugendamtes Neustadt a. d. Aisch-Bad Windsheim.

Redaktion Familien-Prisma:

Wie können Familienbildungsangebote Familien aus Ihrer Sicht unterstützen?

Gabriele Sattler:

Im Leben von Familien tauchen unweigerlich Fragen z. B. zur kindlichen Entwicklung, der familiären Situation, der Einordnung der Familie in der Gesellschaft, der Konfrontation mit Krankheit und Behinderung und gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen wie steigender Medienkonsum, Zuwanderung, Fragen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf in irgendeiner Form auf. Durch die verschiedenen familiären Situationen

und sozialen Hintergründe kann differenzierter, regelmäßiger und/oder dringender Informationsbedarf von Eltern über Fragen nach der ‚richtigen Erziehung‘ entstehen.

In diesen Situationen ist es wichtig, dass Eltern informative Angebote und bekannte Ansprechpartner zur Verfügung stehen, die sie bei der Bewältigung dieser Fragestellungen mit Information zu allen Themenfeldern, die Familien betreffen können, begleiten. Dies schließt auch eine Information über weitere unterstützende Institutionen mit ein.

Mit den notwendigen Informationen ausgestattet können Eltern/Familien schwierige familiäre Situ-

ationen eigenständig angehen und erleben sich dadurch als kompetent und eigenverantwortlich handelnd.

Redaktion Familien-Prisma:

Was erhoffen Sie sich von der Befragung zu Familienbildung im Landkreis Neustadt a.d.Aisch-Bad Windsheim?

Gabriele Sattler:

Der Landkreis Neustadt a.d. Aisch-Bad Windsheim verschafft sich neben einer Elternbefragung (Bedarfsanalyse) einen Überblick über bestehende Familienbildungsangebote (Bestandsanalyse). Auf Grundlage der ermittelten Daten soll dann ein für den Landkreis passendes Familienbildungskonzept erarbeitet werden. Auf dessen Grundlage sollen dann noch festzulegende Familienstützpunkte entstehen.

Die Wünsche und Anregungen der Eltern sowie die Angebote, Erfahrungen und Anregungen der Anbieter können so in die zukünftige Entwicklung der Familienbildungsangebote im Landkreis einfließen. Durch die Befragung und die begleitende Presse gelangt das Themengebiet der Familienbildung auch verstärkt in die öffentliche Wahrnehmung.

Redaktion Familien-Prisma:

Welche Ziele verfolgen Sie mit der geplanten Einrichtung von Familienstützpunkten im Landkreis?

Gabriele Sattler:

Familienstützpunkte sind letztlich die für die Familien wahrnehmbaren Anlaufstellen in der neuen Familienbildungslandschaft im Landkreis. Die Familienbildungsangebote sollen

damit näher und greifbarer in die Lebenswelt von Familien gebracht werden, niedrigschwellig erreichbar sein.

Der Zugang zu familienbildenden Angeboten und Unterstützungsangeboten mit vernetzten Einrichtungen soll für Familien zukünftig unkompliziert möglich sein. Eltern sollen unbürokratisch Hilfe zur Selbsthilfe erhalten. Darüber hinaus vermitteln die dortigen Fachkräfte bei weitergehendem Beratungsbedarf an andere Stellen und Einrichtungen weiter. Familienstützpunkte sollen eine Lotsenfunktion für Eltern einnehmen, die auf der Suche nach Unterstützung sind.

Redaktion Familien-Prisma:

Wie muss Familienbildung in Zukunft aussehen um möglichst viele Familien mit ihren unterschiedlichen Bedürfnissen und Lebenssituationen zu erreichen?

Gabriele Sattler:

Der Idealfall der zukünftigen Familienbildungslandschaft wären für die Bevölkerung gut zu erreichende Familienstützpunkte, die an zentralen öffentlichen Einrichtungen (z.B. KiTa, Rathaus) o. ä. im Landkreis angeschlossen sind. Die dort tätigen pädagogischen Fachkräfte (Koordinator/in Familienstützpunkt XY) organisieren in Zusammenarbeit mit den Koordinator/innen der anderen Familienstützpunkte und in Kooperation mit der Koordinierungsstelle im Kreisjugendamt ein auf die aktuellen Fragestellungen der unterschiedlichen Formen von Familie zusammengestelltes Programm zu allen Themen, die Familien betreffen können. Dieses Programm wurde im Idealfall von den Nutzern angefragt

und der Familienstützpunkt reagiert damit auf den notwendigen Bedarf. Die Eltern und sonstige Interessierte erleben die Angebote als informativ und unterstützend für das tägliche Zusammenleben in der Familie und die Erziehung und Begleitung der Kinder. Die Eltern werden dadurch ermutigt, sich noch mehr zu informieren und ihre Handlungsmöglichkeiten zu erweitern. Im täglichen Umfeld kann bei intensiverem Beratungsbedarf rasch an die richtigen Stellen weiter vermittelt werden. Der Zugang zu direkter Hilfe wird erleichtert.

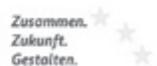
Durch die neuen Möglichkeiten sich zu treffen und unterhalten, können auch neue Kontakte entstehen. Das öffentliche Leben und die privaten Kontakte im Einzugsbereich

der Einrichtung werden leichter zugänglich. Dadurch wird die Lebensqualität für die Bevölkerung erhöht.

Die Arbeit der Familienstützpunkte ist fest in der öffentlichen Jugendhilfe und den freien Trägern verankert und anerkannt. Die Angebote der Familienstützpunkte werden von den beteiligten Fachkräften in Zusammenarbeit mit allen Kooperations- und Vernetzungspartnern unter Beteiligung der Nutzer regelmäßig dem Bedarf angepasst. Der unkomplizierte Zugang zu den Angeboten, der schwierigen Situationen vorbeugende Charakter und die Möglichkeit der Hilfe zur Selbsthilfe rücken wieder mehr in das Blickfeld der öffentlichen Wahrnehmung.



Foto v.l.n.r.: Lisa Hartmann (ZFG), Tanju Cetinkaya (Abteilungsleiter Landratsamt), Prof. Dr. Klaus Stüwe (Direktor ZFG), Gabriele Sattler (Projektkoordinatorin Familienbildung Landratsamt), Roland Schmidt (Sachgebietsleiter Kreisjugendamt Landratsamt), Bernd Schnitzlein (stellv. Landrat), Jasmin Gotschke (ZFG)



Z | F G

**Zentralinstitut
für Ehe und Familie
in der Gesellschaft**
Center for marriage
and family in society

**JAHRESBERICHT
DES ZFG**

Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen



Prof. Dr. Klaus Stüwe
Direktor des ZFG



Dr. Peter Wendl
Wiss. Projektleiter



Jasmin Gotschke, M.Sc.
Wiss. Mitarbeiterin



Lisa Hartmann, M. A.
Wiss. Mitarbeiterin



Anna Peitz, M. A.
Wiss. Mitarbeiterin



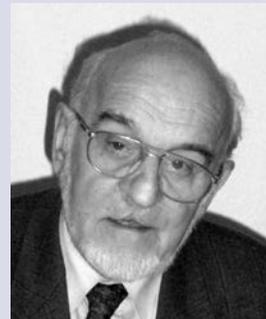
Dipl. Päd.
Peggy Puhl-Regler
Wiss. Mitarbeiterin



Dipl. Päd.
Alexandra Ressel
Wiss. Mitarbeiterin



Eva Vierring
Sekretariat



Prof. Dr. Bernhard Sutor
Ehrendirektor des ZFG

Personalia

Seit 1.4.2019 ist Frau Alexandra Ressel nicht mehr Ansprechpartnerin für die familienfreundliche Hochschule.

Vorträge und Aktivitäten des ZFG – Juli 2018 bis Juni 2019

- 12.6.2018 Jahrestagung „Familie in der Hochschule“, Dortmund/Bochum (Vierring)
- 9.7.2018 Sommertagung der bayerischen Familienservicestellen der Universitäten und Fachhochschulen, Eichstätt (Ressel, Stüwe, Vierring)
- 9.7.2018 Workshop „Familiensache“, Goethe-Institut München (Stüwe)
- 16.7.2018 Vorstellung des Projekts „Familienbildung im Landkreis Schwandorf“, Schwandorf (Hartmann, Stüwe)
- 7.9.2018 Workshop Projekt „Politische Bildung“, Eichstätt (Gotschke, Hartmann, Stüwe und externe Teilnehmer)
- 14.9.2018 Tagung des Familienbunds der Katholiken, Eichstätt (Stüwe)
- 19.9.2018 Hearing „Ehevorbereitung“, Deutsche Bischofskonferenz, Frankfurt (Peitz, Stüwe)
- 8.11.2019 Besprechung des Projekts „Familienbildung im Landkreis Neustadt a.d.Aisch“ mit den Projektpartnern, Eichstätt (Gotschke, Hartmann, Stüwe)
- 14.11.2018 Sitzung Stiftungsrat der Katholischen Familienstiftung für Soldaten, Berlin (Stüwe, Wendl)
- 15.-17.11.2018 Sitzung Kommission VI der Deutschen Bischofskonferenz, Berlin (Stüwe)
- 21.11.2018 Besprechung mit der Koordinatorin Familienbildung der Stadt Ingolstadt, „Familienstützpunkte“, Ingolstadt (Hartmann, Stüwe)
- 26./27.11.2018 Arbeitsgruppentreffen „Beratung“ der FidH, Frankfurt (Vierring)
- 16.1.2019 Projekttreffen „Zur Ehe berufen“, Universität Regensburg (Gotschke, Peitz, Stüwe)
- 20.2.2019 Netzwerktreffen der Bayerischen Familienservicestellen, Coburg (Ressel, Vierring)
- 14./15.3.2019 Arbeitstagung „Familie in der Hochschule“, Potsdam (Vierring)
- 18.3.2019 Besichtigung Familienstützpunkt, Ingolstadt (Hartmann, Stüwe)
- 20.-22.3.2018 Sitzung Kommission XI der Deutschen Bischofskonferenz (Stüwe)

- 28.3.2019 Pressekonferenz zur DBK-Studie Familienfreundlichkeit, Vortrag, Eichstätt (Gotschke, Stüwe)
- 5./6.4.2019 Frühjahrstagung der Sektion Methoden der empirischen Sozialforschung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, „Innovative method(olog)ische Entwicklungen in der Lebensverlaufsforschung“, Ingolstadt (Gotschke)
- 11.5.2019 Tag der offenen Türe an der KU, Infostand (Hartmann, Ressel, Vierring)
- 17.5.2019 Auftaktveranstaltung zum Projekt „Zur Ehe berufen“ mit dem Lehrstuhl Moraltheologie der Universität Regensburg, Regensburg (Gotschke, Peitz, Stüwe)
- 6.6./7.6.2019 Treffen AG Beratung FidH, Bamberg (Vierring)
- regelmäßige Treffen mit den Projektpartnern des Landkreises Schwandorf für das Projekt zur Familienbildung (Gotschke, Hartmann, Stüwe)
- regelmäßige Treffen mit den Projektpartnern des Landkreises Neustadt a.d.Aisch für das Projekt zur Familienbildung (Gotschke, Hartmann, Stüwe)
- regelmäßige Treffen für das Projekt „Zur Ehe berufen“ (Gotschke, Peitz, Stüwe)
- regelmäßige Treffen für das Projekt zur Politischen Bildung (Gotschke, Hartmann, Stüwe)
- Ständiges Mitglied und Teilnahme an den Sitzungen der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten der Universität bis März 2019 (Ressel, seit April 2019 Eva Vierring)

Presseinformation der KU vom 28.3.2019

Vereinbarkeit von Beruf und Familie: Studie untersucht Zufriedenheit kirchlicher Mitarbeiter

Die Beschäftigten der deutschen Bistümer und Erzbistümer haben eine hohe Verbundenheit zu ihren Dienstgebern und sind überwiegend zufrieden mit den angebotenen Leistungen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Zu diesem Ergebnis kommt eine Studie des Zentralinstituts für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG) der KU, die im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz durchgeführt und am Donnerstag in Eichstätt vorgestellt wurde. Für die Studie hat das ZFG die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von 24 Bistümern befragt, welche Erwartungen sie hinsichtlich familienfreundlicher Leistungen ihrer Dienstgeber haben. Die knapp 4000 Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Studie betonten vor allem, dass für sie Unterstützung im Fall der Pflegebedürftigkeit von Angehörigen sowie die flexible Gestaltung von Arbeitszeiten relevant sind.

In einem ersten Forschungsschritt hatte das ZFG bereits 2015 für eine Bestandsaufnahme der familienfreundlichen Maßnahmen die verantwortlichen Personalreferenten sowie Führungskräfte, Mitarbeitervertreter und Gleichstellungsbeauftragte der deutschen (Erz-)Bistümer befragt. „Dabei zeigte sich, dass das Thema Familienfreundlichkeit in den Ordinariaten ernstgenommen wird. Die

Mehrheit der Bistümer kann gute Ergebnisse vorweisen, wenn es um die Möglichkeiten der Arbeitszeitgestaltung, Angebote für Eltern und Elternzeit, Betreuungsmöglichkeiten für Kinder und Angehörige sowie Familienserviceangebote wie Rechtsberatung oder Informationsangebote geht“, erklärt ZFG-Direktor Prof. Dr. Klaus Stüwe. Dabei sei hervorzuheben, dass acht Ordinariate eine Gleichstellungsbeauftragte beschäftigen und neun (Erz-)Bistümer von der berufundfamilie GmbH als familienfreundliche Betriebe zertifiziert wurden. Den größten Handlungsbedarf zeigte die Bestandsaufnahme in den Betreuungsmöglichkeiten für Kinder und pflegebedürftige Angehörige.

Die nun erfolgte Analyse der Bedürfnisse von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern bestätigt dies vor allem in Hinblick auf das Thema Pflege: „Der demographische Wandel als gesamtgesellschaftliches Phänomen wird das Thema Pflegebedürftigkeit auch für die Kirche als Arbeitgeber relevanter machen. Entsprechend könnte dies ein Handlungsfeld sein, dem künftig mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden sollte“, betont Erzbischof Dr. Heiner Koch, Vorsitzender der Kommission für Ehe und Familie der Deutschen Bischofskonferenz. Die im Vergleich geringste Relevanz haben hingegen für die

Befragten Leistungen bezüglich der Kinderbetreuung. „Eine Erklärung könnte sein, dass mehr als die Hälfte der Befragten keine minderjährigen Kinder (mehr) hat, da die Beschäftigten im Durchschnitt 45 Jahre alt sind“, erläutert Jasmin Gotschke, die als wissenschaftliche Mitarbeiterin des ZFG die Studie durchgeführt hat.

Von den 3191 Personen, die sich bei der Befragung zum Thema Pflege äußerten, unterstützen 21,5 Prozent einen pflegebedürftigen Angehörigen. Die Tendenz ist steigend, da sich bei 34 Prozent der Beschäftigten ein pflegebedürftiger Angehöriger zumindest im familiären Umfeld befindet. Das Durchschnittsalter der Pflegenden beträgt 50,3 Jahre, auch wenn Beschäftigte jeden Alters Pflegebedürftige versorgen. 26,2 Prozent der Angestellten pflegen täglich Angehörige. Zusätzlich wurden die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gebeten, sich zum Ausmaß ihrer subjektiven Pflegebelastung zu äußern. Knapp 40 Prozent gaben an, dass sich die Pflegesituation negativ auf ihre Gesundheit auswirkt. Ähnliche Aussagen lassen sich zur Belastung auf die familiäre Situation treffen. Jeder Vierte (24 Prozent) äußerte, mit seiner jetzigen Pflegesituation nicht zurechtzukommen.

Unterstützung von Seiten der Dienstgeber zum Thema Pflege wünschen sich die Beschäftigten insbesondere in Form einer vorübergehenden Reduzierung der Arbeitszeit und Freistellung für die Pflege. „Hier sind die Bistümer und Erzbistümer gut aufgestellt und könnten den Bedarf der Mitarbeiter decken. Jedoch sind die Angebote einem Großteil der Beschäftigten offenbar nicht ausrei-

chend bekannt“, so Gotschke. Darüber hinaus ist es den Befragten wichtig, einen zentralen Ansprechpartner zum Thema Pflege in der Verwaltung zu haben und laufend aktuelle Informationen aus dem Themengebiet zu erhalten.

Das für die Beschäftigten mit Abstand bedeutendste Handlungsfeld – nicht nur im Hinblick auf die Pflege von Angehörigen – ist die flexible Gestaltung von Arbeitszeiten. Mit den Angeboten von verschiedenen Arbeitszeitmodellen und der Vielfalt der Arbeitszeitgestaltung sind die Beschäftigten durchaus zufrieden. Denn gerade starre Arbeitszeiten mit einer vorgeschriebenen Kernarbeitszeit erschweren je nach Lebenssituation eine Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Individuell vereinbarte Arbeitszeiten oder auch flexible Tages- und Wochenarbeitszeiten haben einen enormen Stellenwert für die befragten Angestellten.

Das ZFG fragte in seiner Studie auch die Relevanz und Zufriedenheit zu Leistungen rund um die Elternzeit sowie für Berufsrückkehrer ab. In allen an der Studie teilnehmenden Bistümern wird eine Beschäftigung während der Elternzeit bzw. eine Elternzeit speziell für Väter ermöglicht. „Auch in diesem Feld bietet die katholische Kirche eine Vielzahl familienfreundlicher Leistungen. Ein Grund dafür, dass die Befragten in diesem Handlungsfeld dennoch eine mittlere Zufriedenheit angaben, könnte darin liegen, dass über die Hälfte der Beschäftigten äußerte, nur in geringem Maße über die Angebote informiert worden zu sein“, erklärt ZFG-Mitarbeiterin Gotschke.

Serviceleistungen speziell für Fa-

milien wie etwa Kantinenessen für Kinder, „Kindermitbringtage“ oder Wickelmöglichkeiten wurden von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern deutlich weniger relevant beschrieben als etwa eine betriebliche Altersvorsorge, Rechtsberatungen oder die generelle Akzeptanz von Familienzeiten durch Vorgesetzte und Kollegen.

Im Rahmen der Studie sollten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer außerdem eine Einschätzung abgeben zu Aussagen wie „Ich würde mich hundertprozentig wieder in diesem Bistum bewerben“ oder „Ich identifiziere mich mit den Werten und Zielen meines Unternehmens“. Aus den neun Antworten konnte ein sogenannter „Mitarbeiter-Commitment-Index (MCI)“ gebildet werden, der den Grad der Verbundenheit zum Dienstgeber angibt. Neben der Verbundenheit wurde auch die allgemeine Zufriedenheit der Beschäftigten mit dem Dienstgeber erhoben. Die Beschäftigten konnten sich zu sechs Items wie „Verhalten des direkten Vorgesetzten“ äußern. Aus diesen sechs Aussagen konnte ebenfalls ein Index gebildet werden, der den Grad der allgemeinen

Zufriedenheit mit dem Arbeitgeber misst. Die Ergebnisse können sich durchaus sehen lassen: Zwei Drittel der Befragten sind mit ihrem Dienstgeber zufrieden, 72 Prozent fühlen sogar eine (hohe) Verbundenheit.

Die ausführliche Studie ist online verfügbar unter www.ku.de/zfg.



(v. l.) Erzbischof Dr. Heiner Koch (Vorsitzender der Kommission für Ehe und Familie der DBK), Prof. Dr. Klaus Stüwe (Direktor des Zentralinstituts für Ehe und Familie in der Gesellschaft ZFG) und Jasmin Gotschke (Wissenschaftliche Mitarbeiterin des ZFG) stellten die Studie des ZFG vor.

Familienfreundliche KU



Eva Vierring,

Sekretariat

Alexandra Ressel

Wiss. Mitarbeiterin des ZFG



Eva Vierring und Alexandra Ressel sind Ansprechpartner am ZFG für alle familienrelevanten Fragestellungen an der KU.

Im Rahmen des Hofgartenfestes 2018 gab es wieder einen Familiennachmittag für Angehörige und Freunde der Universität. Dem Regenwetter zum Trotz bastelten und malten die Kinder ganz eifrig und auch der Luftballonwettbewerb konnte in den regenfreien Momenten stattfinden.

Die Sommertagung der bayerischen Familienservicestellen der Universitäten und Fachhochschulen tagte am 12. Juli im Senatssaal der Sommerresidenz. Bei dem regen Austausch der zuständigen Mitarbeiter ging es um u.a. um die Umsetzung des Mutterschutzgesetzes.

Im Herbst 2018 fand die Jahrestagung des Best-Practise-Club „Familie in der Hochschule“ in Dortmund und Bochum statt. Sie stand unter dem Motto „Linkes lives“. Die Teilnehmer befassten sich mit den

familienpolitischen Entwicklungen in Deutschland und den damit verbundenen Herausforderungen für die Familienorientierung an den Hochschulen.

Zudem tagte die AG „Beratung“ der FidH zweimal um einen ausführlichen Leitfaden für die Familienservicestellen zu konzipieren. Für die KU nimmt Frau Eva Vierring an diesen Treffen teil.

Die Pflegevortragsreihe im Frühjahr 2019 befasste sich mit dem Thema Demenz. Prof. Wellnitz referierte zum Thema „Familie und Demenz - besondere Berücksichtigung des ländlichen Raumes“. Frau Wellnitz widmete sich in ihrem Vortrag dem Thema „Demenz verstehen – Informatives für Jedermann“.

Projektmitarbeiter und Projektmitarbeiterinnen KMBA – ZFG



Dr. Peter Wendl
Wiss. Projektleiter



Anna Peitz, M. A.
Wiss. Mitarbeiterin



Dipl. Päd. Peggy Puhl-Regler
Wiss. Mitarbeiterin



Dipl. Päd. Alexandra Ressel
Wiss. Mitarbeiterin



Eva Vierring
Sekretariat

Die Vereinbarkeit des Dienstes in der Bundeswehr mit dem Familien- und Privatleben

Veranstaltung beim Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages

Peggy Puhl-Regler

Wissenschaftliche Mitarbeiterin des ZFG



Seit 2010 arbeitet sie am ZFG als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Kooperation mit dem KMBA und befasst sich vorrangig mit dem Familienleben unter besonderen Bedingungen. Zu ihrem Aufgabenbereich gehört die Unterstützung des laufenden KMBA-Projekts und die Mitarbeit in der AG PTBS im „Netzwerk der Hilfe“ des Bundesministeriums der Verteidigung.

Am 28. November 2018 lud der Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestages, Dr. Hans-Peter Bartels, in Kooperation mit den beiden Militärseelsorgen fachkundige Soldatinnen und Soldaten, Interessenvertreter und Experten zur Veranstaltung „Die Vereinbarkeit des Dienstes in der Bundeswehr mit dem Familien- und Privatleben“ in den Deutschen Bundestag ein. Das ZFG war vertreten durch Dr. Peter Wendl, der einen Impulsvortrag zum Thema „Ist Biografieorientierung in der Bundeswehr möglich?“ hielt, sowie Alexandra Ressel und Peggy Puhl-Regler, die an den Arbeitsgruppen Familienfreundliche Verwendung und Moralische Verletzung – Auswirkungen auf das Familienleben von Soldatinnen und Soldaten teilnahmen.

Im jährlichen Turnus findet diese Veranstaltung mit dem Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages statt, die gemeinsam mit der Katholische Militärseelsorge und der Evangelischen Seelsorge in der Bundeswehr durchgeführt wird. Ziel ist es, eine bessere Vereinbarkeit des Dienstes in der Bundeswehr mit dem Familien- und Privatleben gewährleisten zu können. Es werden zum einen bereits angestoßene Diskussionen weitergeführt. Zum anderen gemeinsam in Arbeitsgruppen weitere Anregungen und Empfehlungen erarbeitet – mit Hilfe von Impulsvorträgen und Workshops zu den verschiedensten Themenbereichen.

Moralische Verletzung – Auswirkung auf das Familienleben von Soldatinnen und Soldaten Dr. Christiane Alliger-Horn, leitende Psychologin am Bundeswehrkrankenhaus Berlin, und Militärdekan Christian Fischer vom Evangelischen Kirchenamt für die Bundeswehr erläuterten die Ursachen und Symptome einer moralischen Verletzung (moral injury). Zudem verwies Dr. Alliger-Horn auf die möglichen Auswirkungen auf das Familienleben – mit besonderem Focus auf die Kinder der Betroffenen.

Moralische Verletzungen werden durch verschiedene Faktoren begünstigt. Dazu zählen allgemeine Belastungen (z. B. eine Trennung), klassische Belastungen (z. B. Angst) sowie das in Frage stellen des eigenen moralisch-ethischen Wertgerüsts. Dabei fungiert Schuld als zentrale Scharnier-Emotion, die sekundäre Symptome bedingt. Die Betroffenen erleben eventuell einen Vertrauensverlust, der u. a. die eigene Identität und den Glauben betreffen kann, aber auch die Bundeswehr und den Staat an sich. Möglich sind moralische innerpsychische Erschütterungen, eine innere Beschämung des eigenen Selbst sowie eine moralische Verbitterung. Nicht selten gehen psychische Erkrankungen von Soldatinnen und Soldaten mit moralischen Verletzungen einher.

Dr. Alliger-Horn betonte, dass die Kinder der Betroffenen zwar Veränderungen an ihrem Elternteil und im Familienleben wahrnehmen. Sie aber oft nicht in der Lage sind, diese einzuordnen, zu verstehen oder zu benennen. Als Folge können Schuldgefühle beim Kind entstehen bzw. das Gefühl Verantwortung

für den Elternteil übernehmen zu müssen. Mögliche Verhaltensweisen sind Überanpassung und Übernahme (v. a. bei Mädchen) sowie Aggression und Verweigerung (v. a. bei Jungen).

Nach den Expertenvorträgen wurde die Zeit im Workshop genutzt, um sich über das Thema auszutauschen. Zu klären ist die Frage, welche Prävention in Bezug auf moralische Verletzungen möglich und nötig ist; und inwieweit sich die Symptome bei Männern und Frauen unterscheiden. Angemerkt wurde, dass z. B. in Kinderbüchern häufig aggressives Verhalten thematisiert wird. Soldatinnen gaben jedoch an, dass bei ihnen im Vordergrund steht, Gefühle zum Kind zeigen zu können. Kritisch merkten Teilnehmende außerdem eine fehlende Wertschätzung der Soldatinnen und Soldaten in der Öffentlichkeit an.

Vorträge und Aktivitäten in Kooperation KMBA – ZFG Mai 2018 bis Juni 2019 (Auswahl)

- 11./12.5.2018 Vortrag und Workshop auf dem Katholikentag, Münster (Wendl)
- 5.6.2018 Sitzung Sachausschuss „Ehe-Familie-Bildung, Landeskomitee der Katholiken, München (Wendl)
- 11.6.2018 Eröffnung des Raumes der Information für das Ehrenmal der Bundeswehr im Bundesministerium der Verteidigung mit der Bundesministerin der Verteidigung, Berlin (Ressel, Wendl)
- 11./12.6.2018 Tagung Netzwerk der Hilfe des Bundesministeriums der Verteidigung, Vortrag, Berlin (Peitz, Ressel, Wendl)
- 12.6.2018 Jahresempfang des Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages, Berlin (Wendl)
- 13.6.2018 Tagung des Beauftragten PTBS des Bundesministeriums der Verteidigung, Berlin (Wendl)
- 13./14.6.2018 Tagung der Kooperationspartner „Familienseelsorge“ des KMBA, Berlin (Peitz, Ressel, Wendl)
- 17.-21.9.2018 Gesamtkonferenz der Katholischen Militärseelsorge, Vortrag, Freiburg (Wendl)
- 11.10.2018 Sitzung Sachausschuss „Ehe-Familie-Bildung“, Landeskomitee der Katholiken, München (Wendl)
- 15./16.10.2018 Vortrag Polizeigewerkschaft, Rosenheim (Wendl)
- 13.-15.11.2018 Vorstands- und Beiratssitzung der Katholischen Familienstiftung für Soldaten, Berlin (Wendl)
- 23.-25.11.2018 Vortrag (Peitz) und Workshop (ZFG-Team) vor dem Sachausschuss „Ehe-Familie-Partnerschaft“ des Militärbischofs, Berlin (Peitz, Ressel, Vierring, Wendl)
- 27./28.11.2018 Veranstaltung beim Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages, Vortrag und Workshop, Berlin (Wendl)
- 28.11.2018 Teilnahme an der Veranstaltung beim Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages, Berlin (Puhl-Regler, Ressel)
- 13.12.2019 Bayernkonferenz der Ehreferate der bayerischen Bistümer, Nürnberg (Wendl)
- 16.-18.1.2019 Weltfriedenstag, Köln (Wendl)
- 5./6.2.2019 Tagung AG 3 „PTBS“ im Netzwerk der Hilfe des Bundesministeriums der Verteidigung, Berlin (Puhl-Regler)



Dr. Peter Wendl auf der Woche der Begegnung
Foto: Bierdel/KS

Jahresbericht des ZFG

- 13./14.2.2019 Tagung AG 2 „Familie“ aus dem Netzwerk der Hilfe des Bundesministeriums der Verteidigung, Vortrag, Berlin (Ressel, Wendl)
- 17.-20.3.2019 Woche der Begegnung, zwei Vorträge und Diskussion, Kloppenburg (Wendl)
- 22.-24.3.2019 Familienwochenende (Wendl)
- 22.-24.3.2019 Familienwochenende (Puhl-Regler)
- 7./8.5.2019 Parlamentarischer Abend, Berlin (Wendl)
- 14./15.5.2019 Jahresempfang des Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages, Berlin (Wendl)
- 16.5.2019 Seminar 3. Lebensphase, Vortrag und Seminar, Nürnberg (Wendl)
- 17.-19.6.2019 Fortbildung der Pfarrhelfer der Katholischen Militärseelsorge, Vortrag, Berlin (Wendl)
- 26.-28.6.2019 Vollversammlung Netzwerk der Hilfe des Bundesministeriums der Verteidigung, Vortrag, Berlin (Puhl-Regler, Ressel, Wendl)
- mehrere Einsatzvor- und Nachbereitungsseminare für die Deutsche Bundeswehr
- diverse Dienstbestprechungen in Berlin

Das ZFG-Team

KATHOLISCHE UNIVERSITÄT
EICHSTÄTT-INGOLSTADT

Z | F | G

Zentrum
für
in C...
Familie



v.l.n.r.: Prof. Dr. Klaus Stüwe, Anna Peitz, Peggy Puhl-Regler, Jasmin Gotschke, Eva Vierring, Lisa Hartmann, Alexandra Ressel, Dr. Peter Wendt